

Henry Wolf

Die Stein-Armee

Belgien F 30 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Nederlande f 1,90 / Schweden kr 4,75 i.m. / Spanien P 70



Die Stein-Armee

Damona King Nr. 71

Teil 1/2

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 02.11.1981

Titelbild von Victor

Die Stein-Armee

Der Jeep quälte sich mit durchdrehenden Rädern die Steigung hinauf. Selbst die grobstolligen Geländereifen fanden auf dem nassen Gras kaum Halt, und mehr als einmal blieb der Wagen mit winselndem Motor stehen oder rutschte ein paar Meter zurück. Aber der Fahrer gab erbarmungslos Gas. In der mondlosen, geradezu geisterhaft stillen Nacht schien das Kreischen der überdrehten Maschine doppelt laut zu sein.

Tao-Chen achtete nicht darauf. Der Wagen war eine solche Behandlung von ihm gewohnt. Und bei dem Hochgefühl, das momentan von ihm Besitz ergriffen hatte, wäre es ihm wahrscheinlich auch egal gewesen, wenn er die Maschine zuschanden gefahren hätte. Er kuppelte, warf krachend einen kleineren Gang ein und ließ den Wagen die letzten paar Meter den Hang hinaufschießen. Die Stoßdämpfer knirschten bedrohlich, als der Jeep mit einem Satz auf die Straße krachte.

Tao-Chen hielt an, schaltete die Innenbeleuchtung ein und suchte im Handschuhfach nach Zigaretten. Sein schmales, für einen Asiaten ungewöhnlich eckiges Gesicht spiegelte sich matt auf der Windschutzscheibe. Das Lächeln darin schien vielleicht ein wenig selbstzufriedener als sonst zu sein, und jedem, der sich in der schwer durchschaubaren Mimik eines Asiaten auskannte, wäre die ungewöhnliche Erregung des kleinwüchsigen Polit-Kommissars aufgefallen.

Er fand die Zigaretten, riß die Packung ungeduldig auf und setzte sein altmodisches Benzinfeuerzeug in Brand.

Er hatte es diesen eingebildeten Europäern gezeigt! Der betroffene Ausdruck auf Hemingfords Gesicht hatte ihn für die jahrelange Frustration, für all die Monate voller Erniedrigung und hilflosem Zorn entschädigt.

Er blies den Rauch gegen die Windschutzscheibe, lächelte seinem Spiegelbild aufmunternd zu und lehnte sich zurück. Durch die heruntergekurbelten Seitenfenster drang frische, sauerstoffreiche Nachtluft herein. Es war kalt, beinahe eisig, und die altersschwache Heizung des Militärfahrzeuges kämpfte vergeblich gegen die von außen nachströmende Kälte an. Vielleicht würde es in dieser Nacht den ersten Schnee geben, sinnierte Tao-Chen. Der erste Schnee in diesem Jahr. Er würde die Wunden bedecken, die Hemingford und seine Männer in den Boden gerissen hatten. Vielleicht würde das Land im nächsten Frühling schon wieder heil und nicht so verschandelt sein.

Ein helles, abgehacktes Knacken drang durch die wattige Stille der Nacht an sein Ohr. Tao-Chen runzelte die Stirn, schaltete die Innenbeleuchtung aus und blinzelte aus zusammengekniffenen Augen nach draußen. Die voll aufgeblendeten Scheinwerfer bohrten zwei lange, asymmetrische Lichtsplitter in die Dunkelheit, aber das grelle Halogenlicht schien die Schwärze dahinter eher noch zu vertiefen.

Das Knacken wiederholte sich. Irgendwo dort draußen bewegte sich etwas. Vielleicht ein Tier – Fuchs oder Wiesel – das auf einem nächtlichen Beutezug war.

Tao-Chen spürte plötzlich, wie müde er war. Er war seit fast vierundzwanzig Stunden ununterbrochen auf den Beinen. Zuerst die Fahrt zur Provinzhauptstadt und wieder zurück, dann endlose Debatten mit sturen Beamten und Bürokraten, schließlich sein Besuch bei Hemingford. Fast vier Stunden lang. Er hatte jede Minute davon voll ausgekostet.

Tao-Chen war siebenundzwanzig, aber er sah älter aus. Sein Gesicht war das eines Mannes, der schon viel zu viel erlebt und erlitten hatte. Das Leben hatte ihn hart und bitter werden lassen. Er war in den Wirren der Kulturrevolution aufgewachsen, hatte seine Eltern und fast

alle weitläufigeren Verwandten verloren und war schließlich mit dem neuen System aneinandergeraten. Vier Jahre Zwangsarbeit hatten ihn hart werden lassen. Erst jetzt, nach der Zerschlagung der Viererbande, nachdem das Land wirklich frei geworden war, hatten die neuen Machthaber seine Talente erkannt und ihn auf den Posten gesetzt, der seinen Fähigkeiten entsprach. Und Tao-Chen würde alles in seiner Macht Stehende tun, um das Vertrauen, das seine Vorgesetzten in ihn investiert hatten, nicht zu enttäuschen.

Er wußte, daß er mit seiner Abneigung Hemingford gegenüber nicht überall auf Gegenliebe stieß. Aber er wußte auch, daß er recht hatte, China war eines der ältesten Kulturländer der Welt. Seine Vorfahren hatten schon über eine beträchtliche Zivilisation verfügt, als die Europäer noch in Höhlen herumkrochen und sich mit Schlamm bewarfen. Die Schätze der Vergangenheit gehörten seinem Volk – nicht den Engländern, den Franzosen, Deutschen oder Amerikanern. Es bereitete Tao-Chen beinahe körperliche Übelkeit, zuzusehen, wie sie Löcher in die Erde gruben, wie sie Schätze, die Jahrhunderte-, jahrtausendelang sicher im Schoß chinesischer Erde gelegen hatten, hervorzerrten und wegtrugen.

Aber damit war jetzt Schluß.

Es war das Erbe seines Volkes. Und sein Volk würde es eines Tages bergen. Es spielte keine Rolle, ob noch mehrere Jahrzehnte bis dahin vergingen. Hemingford würde abreisen müssen.

Wieder knackte irgendwo in der Dunkelheit jenseits der Lichtkegel ein Zweig, und für einen Moment hatte Tao-Chen den Eindruck, einen riesigen, unförmigen Schatten zu sehen.

Er schüttelte ärgerlich den Kopf, schnippte die kaum angerauchte Zigarette aus dem Fenster und gähnte. Er war müde. Seine überreizten Nerven begannen ihm schon Dinge vorzugaukeln, die gar nicht da waren.

Er beugte sich über den Beifahrersitz, angelte ächzend nach der Fensterkurbel und drehte die Scheibe hinauf. Es wurde Zeit, daß er weiterfuhr. Er hatte noch eine gute Stunde Fahrt vor sich.

Als er sich wieder aufsetzte und nach dem Lenkrad griff, sah er den Schatten.

Es war ein riesiges, unförmiges Etwas, das wenige Zentimeter jenseits der Scheinwerferstrahlen emporwuchs. Nacht und Entfernung gaben seinen Umrissen etwas Geisterhaftes. Tao-Chen spürte, wie seine Neugier zuerst in Beunruhigung, dann in ein kleines, nagendes Gefühl der Angst umschlug. Er war mehr als fünf Kilometer von jeder menschlichen Ansiedlung entfernt, und Mitternacht war längst vorüber.

Mit zitternden Fingern griff er an der Lenksäule vorbei und schaltete das Fernlicht ein. Im ersten Augenblick blendete ihn die

überraschende Helligkeit selbst. Das grelle Halogenlicht ließ die Gestalt zu einer schwarzen, scherenschnittartigen Silhouette werden. Hinter ihr bewegten sich weitere Männer – vier, fünf oder mehr, das konnte Tao-Chen nicht erkennen.

Er wußte plötzlich, daß die Männer dort vorne keine guten Absichten hatten. Sie waren bewaffnet, das konnte er deutlich erkennen.

Tao-Chen tastete vorsichtig nach dem großkalibrigen Revolver, den er im Handschuhfach aufbewahrte. Regierung und offizielle Stellen gaben sich alle Mühe, es zu verheimlichen, aber es war ein offenes Geheimnis, daß es in den abgelegeneren Teilen des Landes noch immer Straßenräuber und Banditen gab. Und Tao-Chen konnte sich absolut keinen logischen Grund vorstellen, daß ein halbes Dutzend Bewaffneter lange nach Mitternacht auf der Straße herumlief.

Außer den, ihn zu überfallen.

Der vorderste Mann bewegte sich. Er war immer noch nicht mehr als ein Schatten, aber Tao-Chen konnte jetzt erkennen, daß er nicht annähernd so groß und bedrohlich war, wie ihm seine überstrapazierten Nerven zu Anfang vorgegaukelt hatten. Im Gegenteil – er schien klein und fast zierlich zu sein. Seine Schritte waren seltsam eckig und ungelenk, aber trotzdem schnell.

Tao-Chens Fuß tastete nach dem Gaspedal. Ein schneller Tritt auf die Kupplung, ein blitzschnelles Herunterstoßen des Gaspedales – und er konnte die Mauer durchbrechen. Aber er zögerte noch. Die Männer waren noch immer mehr als dreißig Meter von ihm entfernt, und das kühle Metall der Waffe in seiner Hand gab ihm ein Gefühl der Sicherheit.

Er kuppelte, legte den Gang ein und ließ den Wagen langsam vorrollen. Irgendwo schrie ein Nachtvogel; hoch, schrill und mißtönend. Es schien Tao-Chen wie ein böses Omen. Seine Linke verkrampfte sich um das Steuer, während er den Sicherungsflügel der Waffe herumknacken ließ.

Er war jetzt bis auf zehn Meter an die Gruppe herangekommen.

Und er konnte sie immer noch nicht erkennen. Ihre Körper schienen das blendendweiße Licht der Scheinwerfer aufzusaugen. Ein seltsamer Geruch drang plötzlich an Tao-Chens Nase, der Geruch nach Erde, frisch umgegrabenem Lehm und Alter.

Und dann erkannte er, wen er vor sich hatte.

Tao-Chen stieß einen erstickten Schrei aus und warf sich instinktiv zurück. Sein Fuß rutschte von der Kupplung. Der Wagen machte einen wilden Satz, walzte eine der Gestalten nieder und kam bockend zum Stehen. Der Motor erstarb mit einem würgenden Geräusch.

Tao-Chen ließ sich blitzschnell zur Seite fallen, als er die Bewegung sah. Mondlicht blitzte hell und silbern auf der Schwertklinge auf, dann schien die Welt in einem berstenden Chaos aus Glassplittern und

zerreißendem Metall unterzugehen. Das meterlange Zen-Schwert zerschmetterte die Windschutzscheibe, schnitt wie durch Butter durch die Seitenholme und riß die Polster wenige Zentimeter über seinem Kopf auf. Gleichzeitig bemerkte er aus den Augenwinkeln, wie rechts und links des Wagens weitere Gestalten emporwuchsen.

Aber Tao-Chen dachte nicht daran, aufzugeben. Er hatte in seinem Leben mehr als einen Kampf auf Leben und Tod ausgefochten, und manche von ihnen waren aussichtsloser als dieser gewesen. Er trat wütend nach dem Arm des Angreifers, stemmte sich hoch und drückte zweimal hintereinander ab. Der peitschende Knall schien seine Trommelfelle zu zerfetzen. Für eine schreckliche, endlose Zehntelsekunde sah er das Gesicht des Angreifers im grellen Widerschein der Mündungsflamme aufleuchten. Die Kugeln klatschten wenige Zentimeter nebeneinander in die Stirn des Mannes. Sein Kopf schien in einer riesigen Staubwolke zu explodieren.

Aber er bewegte sich weiter!

Tao-Chen sah mit ungläubigem Entsetzen, wie sich die Arme der kopflosen Gestalt hoben. Die Klinge blitzte grell im Mondlicht auf.

Gleichzeitig begannen harte, unmenschlich starke Hände an der Beifahrertür zu zerren. Die Scheibe zerbarst klirrend.

Tao-Chen warf sich mit aller Macht nach links. Die Tür flog auf, traf die kopflose Gestalt vor die Brust und schleuderte sie zu Boden.

Das Schwert verschwand klirrend in der Dunkelheit. Aber die unheimlichen Angreifer ließen ihm keine Atempause. Er fiel aus dem Wagen, rollte sich herum und entging im letzten Augenblick einem heimtückischen Schwertstreich, der den Boden neben seiner Schulter zentimetertief aufriß. Eine der großen, ungelenken Gestalten wuchs schwarz und drohend über ihm empor.

Tao-Chen trat wütend nach dem Mann, wälzte sich zweidreimal herum und sprang federnd auf die Füße. Sein Tritt hatte den Angreifer zu Boden geschleudert, wo er reglos liegengeblieben war.

Aber es blieben immer noch vier Gegner.

Tao-Chen duckte sich, spreizte die Beine und verschränkte die Fäuste vor dem Bauch. Jeden, der auch nur ein kleines bißchen von asiatischen Kampftechniken verstand, hätte die Art, in der er es tat, gewarnt. Aber die Angreifer schienen keinen Respekt vor menschlichen Kampftechniken zu kennen.

Sie kreisten ihn ein; kleine, schattenhafte, ungeheuer schnelle Gestalten, deren Schwerter einen tödlichen, blitzenden Kreis um ihn herum bildeten. Tao-Chen wartete nicht, bis sie Zeit zu einem koordinierten Angriff hatten. Seine einzige Chance bestand darin, ihnen keine Gelegenheit zu gezieltem Vorgehen zu geben. Er sprang hoch, federte aus dem Lichtkreis der Scheinwerfer, tauchte unter den zupackenden Armen eines Mannes hindurch und schmetterte ihm die

Handkante auf das Schlüsselbein.
Er hatte das Gefühl, auf Beton geschlagen zu haben. Ein greller, lähmender Schmerz zuckte durch seinen Unterarm bis in die Schulter hinauf, trieb ihm die Tränen in die Augen und ließ ihn taumeln.
Aber der Schlag hatte ihm Luft verschafft. Der Unheimliche wankte zurück, prallte gegen einen der nachdrängenden Männer und ließ sein Schwert fallen. Seine Schulter schien unter der Wucht des Schlages zu zerbrechen. Große, dunkle Brocken lösten sich aus der braunen Masse, die Schultern und Arme bildeten, rieselten in einem unablässigen Strom zu Boden und bildeten eine große, an staubiges Blut erinnernde Lache zu seinen Füßen. Und die unheimliche Veränderung ging weiter. Fast, als hätte der Hieb die geheimnisvolle Kraft, die ihn am Leben erhielt, unterbrochen, löste sich sein Körper auf, Ein breiter, gezackter Riß spaltete seinen Brustkorb, sandte knisternde Verästelungen in Arme und Beine und verwandelte die Gestalt in Hunderte und Aberhunderte von Scherben.
Chen wich Schritt für Schritt zurück. Die drei verbliebenen Angreifer schienen zu zögern. Offensichtlich hatten sie nicht mit einer derart heftigen Gegenwehr gerechnet.
Tao-Chen sah seine Chance. Er wirbelte herum, hetzte mit zwei, drei Schritten auf den Wagen zu und warf sich hinter das Steuer.
Seine Finger drehten verzweifelt am Zündschlüssel. Der Anlasser krachte protestierend, aber der Motor sprang an. Tao-Chen hämmerte den Gang hinein, ließ die Kupplung springen und jagte den Wagen mit aufbrüllender Maschine auf die drei Gestalten zu.
Sie schienen die Gefahr erst im letzten Augenblick zu bemerken.
Zwei von ihnen schafften es, rechts und links des heranpreschenden Militärfahrzeuges auszuweichen; der dritte hob in einer verzweifelten Abwehrbewegung das Schwert.
Erst in dem winzigen, nicht meßbaren Augenblick, in dem Tao-Chens Bewußtsein erlosch, begriff er, daß der Mann absichtlich stehengeblieben war.
Der Wagen zerschmetterte die Gestalt zu einer brodelnden Staubwolke. Tausende von kleinen und großen Tonscherben explodierten über den Weg; für einen Moment verschwand der Jeep in einer sich aufblähenden Staub- und Rauchwolke. Er schoß vorwärts, hoppelte über die Straßenbegrenzung und preschte mit aufheulendem Motor die Böschung herunter. Die Scheinwerferstrahlen vollführten einen irren Tanz über Sträucher, Gras und Felsen und erloschen, als der Wagen mit voller Geschwindigkeit gegen einen Baum krachte.
Aber von all dem merkte Tao-Chen nichts mehr. Er saß vornübergebeugt hinter dem Steuer. Seine Hände hatten sich um das Lenkrad verkrampft. In seinen Augen stand ein ungläubiger, fassungsloser Ausdruck, und aus seinen Mundwinkeln lief ein dünner

Blutfaden.

Und aus seinem Rücken ragte die blutverschmierte Klinge eines Zen-Schwertes.

***

Damona King schloß behutsam die Tür hinter sich und schlich auf Zehenspitzen zur Treppe hinüber. Sie hatte absichtlich kein Licht gemacht, aber sie kannte sich in den Gängen und Fluren von Kings Castle gut genug aus, um selbst mit verbundenen Augen keinen Fehltritt zu tun.

Sie erreichte die Treppe, tastete nach dem Geländer und schlich mit angehaltenem Atem die Stufen hinunter. Sie wußte, daß ihr Verhalten wahrscheinlich übertrieben war, aber es hatte fast zwei Stunden gedauert, ehe Thomas eingeschlafen war. Selbst jetzt warf er sich noch unruhig im Bett herum, phantasierte und stieß schnelle, unverständliche Worte hervor. Sie wollte auf keinen Fall riskieren, daß er wieder aufwachte. Sein Zustand hatte sich in den letzten Tagen zunehmend verschlechtert. Er brauchte Schlaf.

Mike erwartete sie in der Bibliothek. Er saß in einem der gemütlichen Ledersessel am Kamin, hatte die Beine übereinandergeschlagen und blätterte ohne sonderliches Interesse in einem Buch.

»War es schlimm?« fragte er, ohne aufzusehen.

Damona seufzte, drückte die Tür hinter sich zu und ging mit hängenden Schultern zur Bar hinüber. Ihre Finger zitterten, als sie ein Glas vom Regal nahm und sich einen vierstöckigen Cinzano einschenkte. Normalerweise trank sie nur mäßig Alkohol, und selbst den nicht vor dem Abendessen. Aber sie brauchte einfach eine Stärkung.

»War es schlimm?« fragte Mike noch einmal.

Damona nahm einen großen Schluck, schloß die Augen und nippte noch einmal an ihrem Glas, ehe sie antwortete.

»Ziemlich. Ich glaube, er hat mich gar nicht mehr wahrgenommen. So schlimm wie heute war es noch nie.«

Mike klappte das Buch zu und sah sie einen Augenblick lang durchdringend an.

»Sag mal«, begann er vorsichtig, »glaubst du nicht, daß es besser wäre, ihn zu einem anständigen Arzt zu bringen? So geht das nicht weiter. Ich kenne ein paar Spezialisten in Europa, die ihm wirklich helfen könnten…«

»So wie Waynesdale?« schnappte Damona.

In Mikes Gesicht zuckte ein Muskel. Damonas Worte waren schärfer gewesen, als sie beabsichtigt hatte.

»Waynesdale war ein Irrer, der…«

»Ich weiß, was Waynesdale war«, unterbrach ihn Damona ruhig.

Sie hatte sich jetzt wieder in der Gewalt. »Aber du weißt so gut wie ich, daß Ärzte ihm nicht helfen können. Sie würden ihn in eine Zelle stecken, ihn mit Beruhigungsmitteln und Sedativen vollpumpen und irgendwelches gelehrte Zeug über Psychosen, schizophrene Wahnzustände und beginnende Paranoia von sich geben.« Sie stieß sich von der Bar ab, ging zu Mike hinüber und ließ sich in den zweiten Sessel fallen. »Sie können ihm nicht helfen. Ärzte helfen Menschen, die krank sind. Und Thomas ist nicht krank. Jedenfalls nicht so, wie…« Sie brach ab, nippte erneut an ihrem Glas und lächelte unsicher. »Entschuldige, Mike. Ich … ich bin erschöpft und nervös. Ich glaube, als Krankenschwester wäre ich eine ziemliche Versagerin.«

Mike erwiderte ihren Blick ernst. »Du darfst mich nicht falsch verstehen, Damona«, sagte er leise. »Es ist nur… ich mag Thomas genauso sehr wie du, das mußt du mir glauben. Aber ich sehe auch, daß es so nicht weitergeht. Du opferst dich für ihn auf. Du umhegst ihn wie eine Glucke. Was ist das? Muttergefühle?«

»Er könnte mein Bruder sein.«

Mike nickte. »Sicher. Aber er ist es nicht. Du hilfst niemanden, wenn du so weitermachst. Irgend etwas stimmt mit Thomas nicht, und du solltest versuchen, herauszubekommen was, statt ihn zu pflegen.«

Damona, senkte den Blick und starrte scheinbar unbeteiligt in die Flammen. Aber Mike wußte genau, was hinter der Stirn der jungen Frau vorging. Damona und er waren so ziemlich die einzigen Menschen, die Thomas Warner nicht für wahnsinnig hielten. Jedenfalls nicht in der herkömmlichen Art. Er hatte Visionen, aber es waren nicht die Wahnsinnsphantasien einer gespaltenen Persönlichkeit.

Thomas Warner konnte drohendes Unheil so sicher voraussagen, wie ein Barometer ein heraufziehendes Unwetter ankündigte. Aber er war nicht fähig, dieses Talent zu steuern. Und er sah nicht nur tatsächlich eintreffendes Grauen. Er sah auch Dinge, die geschehen konnten, Ereignisse, die vielleicht eintreffen würden, wenn die Dinge eine ganz bestimmte Wendung nahmen. Er sah den verborgenen Horror hinter den Gesichtern von ganz normalen Menschen, den lauernden Terror hinter scheinbar zufälligen Ereignissen – alle Schrecken des Universums. Und vielleicht noch ein paar mehr.

Mike schauderte allein bei der Vorstellung. Kein Geist könne diese Belastung auf die Dauer aushalten.

Damona und er hatten Thomas vor zehn Wochen aus den Klauen eines sogenannten Arztes befreit – eines Arztes, der noch wahnsinniger als seine Patienten war. Waynesdale… ein Teufel in Menschengestalt. Und sie hatten ihn hierhergeholt. Warners

Fähigkeiten schienen sich nicht nur auf das Vorhersehen von Unheil zu beschränken. Unter bestimmten Voraussetzungen war er fähig, Kontakt mit Wesenheiten des Geisterreiches herzustellen. Und Mike wußte nur zu gut, wie sehr Damona danach drängte, das verschollene Bewußtsein ihrer Mutter wiederzutreffen.

Vanessa King… eine Hexe wie ihre Tochter. Sie war an Damonas einundzwanzigstem Geburtstag umgebracht worden, an dem Tag, an dem sie ihrer Tochter offenbart hatte, daß auch sie die geheimnisvollen Hexenkräfte ihrer Familie geerbt hatte. Und bevor sie starb, hatte sie Damona das Versprechen abgenommen, diese Fähigkeiten niemals zum Bösen anzuwenden.

Damona King war an diesem Tage zu einer der eingeschworensten Gegnerinnen des Bösen geworden. Und sie hatte Hilfe in diesem aussichtslosen Kampf erhalten. Ihn, Mike Hunter, den unbedarften Versicherungsdedektiv, der bis zu diesem Tag nicht einmal gewußt hatte, daß es so etwas wie Hexen und Dämonen außer im Märchen auch im wirklichen Leben gab, aber auch andere, mächtigere Verbündete, Wesen, die die Grenze zwischen Leben und Tod längst überschritten hatten. Und den Geist ihrer Mutter, Vanessa.

Und wahrscheinlich, sinnierte Mike, sah sie in Thomas Warners Fähigkeiten einen Weg, ihre verschollene Mutter wiederzufinden.

Aber sie hatte ihn nicht allein deswegen hierhergebracht. Ihr ein derart egoistisches Verhalten zu unterstellen, hieße ihr Unrecht zu tun. Wenn sie ihn seinem Schicksal überlassen würden, würde er wieder in einer Heilanstalt landen. Und er war nicht immer so wie jetzt. Seine Visionen kamen wie Anfälle in mehr oder weniger großen Abständen; dazwischen erschien er wie ein ganz normaler, etwas verschüchterter Dreiundzwanzigjähriger.

Ein Klopfen von der Tür her unterbrach seine Gedanken. Henry, der Butler, kam herein. Auf dem Silbertablett in seiner Hand lag ein ungeöffnetes Telegramm.

»Das wurde gerade für sie abgegeben, Mister Hunter.«

Mike stand auf, nickte dankend und riß den Umschlag auf, während Henry sich herumdrehte und wieder hinausging.

»Was ist es?« fragte Damona.

Mike antwortete nicht. Er starrte einen Moment lang verblüfft auf den Text, ehe er Damona das Telegramm weiterreichte.

»Lies selbst.«

Der Text bestand aus einem einzigen Wort.

HILFE!

Damona ließ das Blatt sinken, sah Mike fragend an und starrte dann wieder auf das Telegramm.

»Wer«, sagte sie nach einem flüchtigen Blick auf die Unterschrift, »ist Charles Hemingford?«

»Ein alter Freund von mir«, antwortete Mike. »Du kennst ihn nicht. Wir sind zusammen zur High-School gegangen und haben uns auch später noch getroffen. Aber als ich dich kennenlernte, hatte ich schon ein paar Jahre lang nichts mehr von ihm gehört. Das da«, er deutete auf das Telegramm, »ist das erste Lebenszeichen, das ich seit sieben oder acht Jahren von ihm bekomme.«

»Und was bedeutet es?«

Mike zuckte die Achseln. »Ich habe keine Ahnung. Aber wenn Charles um Hilfe ruft, dann braucht er wirklich welche. Er gehört nicht zu der Sorte Mensch, die geschmacklose Scherze lieben. Ich fürchte, ich muß zu ihm.«

Damonas linke Augenbraue rutschte ein Stück nach oben.

»Hast du dir den Absender genau angesehen?« fragte sie.

Mike schüttelte den Kopf. »Nur den Namen. Warum?«

Damona reichte ihm wortlos das Telegramm. Mike sah kurz hin, zuckte zusammen und las dann noch einmal. »Aber…«

»So schnell wird das wohl nichts«, sagte Damona nickend. »Zumindest wird er sich ein paar Tage gedulden müssen.«

Mike las die Adresse ein drittes Mal. Das Telegramm war in Peking aufgegeben worden. Die fremdländisch klingenden Namen und Bezeichnungen sagten Mike nichts, aber soviel er aus dem Text herauslesen konnte, mußte es vorher schon über eine ganze Reihe anderer Stationen und Postämter gelaufen sein.

Mike ließ das Blatt sinken und sah Damona ernst an. »Wenn Charles wirklich verlangt, daß ich nach China komme, um ihm zu helfen, dann muß es verdammt ernst sein.«

»Was macht er überhaupt dort?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber es wird wohl mit seiner Arbeit zusammenhängen. Er ist Archäologe – vermutlich ist er wegen irgendwelcher Ausgrabungen oder Untersuchungen dort.« Mike sah noch einmal auf die Adresse.

»Hsienyang… Provinz Schensi … haben wir einen Atlas?«

Damona nickte, stand auf und ging zu einem der Regale, die die Wände der Bibliothek ausfüllten. Sie kam mit einem großformatigen, in teures Leder gebundenen Band zurück.

Mike klappte den Atlas auf, blätterte minutenlang im Inhaltsverzeichnis und schlug schließlich die Karte von China auf.

»Hier«, sagte er. »Dieses Gebiet. Der Ort selbst ist zwar nicht drauf, aber die Provinz.«

Damona beugte sich neugierig über seine Schulter. Das, was Mike beiläufig als Provinz bezeichnet hatte, erwies sich bei näherer Betrachtung als ein Gebiet von der Größe der englischen Insel.

»Hast du eine Ahnung, wie schwer es ist, nach China hineinzukommen?« fragte sie.

Mike nickte, ohne den Blick von der Karte zu nehmen. »Etwa sechssiebenhundert Kilometer von Peking entfernt«, sagte er. »Mit einem guten Wagen kann man die Strecke in einem Tag schaffen.«

Er klappte den Atlas zu, sah noch einmal auf das Telegramm und ließ das Blatt dann in der Jackentasche verschwinden.

»Weißt du«, erklärte er, während er den Band zum Regal zurücktrug, »ich wollte schon lange einmal nach China.«

Damona verzog das Gesicht.

»Sei nicht albern, Mike. Es ist fast unmöglich, dorthin zu kommen. Es dauert Monate, bis du die nötigen Papiere zusammenhast. Du solltest lieber versuchen, die englische Botschaft in Peking anzurufen, wenn du etwas für deinen Freund tun willst.«

»Glaubst du nicht, daß Charles auch schon von selbst auf die Idee gekommen ist?« fragte Mike.

»Möglich. Ich würde es jedenfalls tun, aber… manchmal kommt man auf das Naheliegendste erst zum Schluß.«

Mike überlegte einen Augenblick, dann ging er zum Telefon und wählte die Nummer der Auskunft. Während er darauf wartete, daß am anderen Ende abgenommen wurde, nahm er das Telegramm aus der Tasche und starrte immer wieder auf das eine Wort, aus dem der Text bestand.

»Irgendwie habe ich ein ungutes Gefühl bei der Sache«, sagte Damona leise.

Mike lächelte ermutigend.

Wenn er geahnt hätte, wie recht Damona mit ihren Worten hatte, wäre ihm das Lachen sicher vergangen.

***

Wu Fiang erwachte mit einem bitteren Geschmack im Mund. Er blinzelte, fuhr sich verschlafen durch das Haar und schwang die Beine von der Strohmatte, auf der er geschlafen hatte. Durch die Ritzen im Strohdach der Hütte sickerte graues Licht. Der Geruch von frisch aufgebrühtem Tee drang in seine Nase, und der Kang, der Kaminofen, der in den einfachen Hütten der Landbevölkerung zum Heizen, Backen und Schlafen gleichzeitig verwendet wurde, verströmte wohlige Wärme.

Wu Fiang gestattete seinem Körper, sich zehn Sekunden lang vom Schlaf zu erholen. Dann stand er vollends auf, griff nach dem dünnen, an einen Kimono erinnernden Überwurf, der an einem Haken neben der Tür hing, und zog ihn im Hinausgehen an.

Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen. Der Horizont im Osten glühte, als wäre er mit flüssigem Feuer übergossen, und am Himmel schob sich eine dunkle, drohende Wolkenfront näher. Wie immer nach einem Schneefall, war es unheimlich ruhig. Die frisch gereinigte Luft

dämpfte seine Schritte, und der Schnee schien die Geräusche des allmählich erwachenden Dorfes zu verschlucken.

Er blieb einen Moment lang mit geschlossenen Augen stehen, sog die eisige, sauerstoffreiche Luft tief in die Lungen und lief dann los.

Die Kälte biß und prickelte in seinen Fußsohlen, aber darauf achtete er nicht. Er lief mit schnellen, raumgreifenden Schritten den kaum befestigten Weg durch das Dorf hinunter, ließ die letzten Hütten hinter sich und bog nach rechts in den Wald ein. Sein Herz schlug schnell und regelmäßig. Er spürte, wie die Anstrengung auch den letzten Rest von Müdigkeit aus seinem Körper vertrieb. Obwohl er unter dem dünnen Kimono nichts trug, spürte er die Kälte kaum. Im Gegenteil – sein Herz pumpte mit jedem Schlag eine Welle wohliger Wärme durch seine Adern, und seine Muskeln und Sehnen fühlten sich mit jeder Minute geschmeidiger an. Nach knapp zehn Minuten hatte er den schmalen Waldstreifen durchquert. Vor ihm lag jetzt freies Feld.

Der frisch gefallene Schnee hatte die Spuren der Bauern, die noch am vergangenen Abend ihr Vieh über das Feld getrieben hatten, bedeckt. Selbst die Straße war kaum noch zu erkennen, und das von Gräben und Löchern durchzogene Gelände der Grabungsstelle war zu einem Teil der gleichförmigen, weißen Landschaft geworden.

Wu Fiang lief aus dem Wald heraus, zögerte und blieb schließlich, ganz im Gegensatz zu seinen sonstigen Gewohnheiten, stehen. Normalerweise lief er diese Strecke jeden Morgen, ohne auch nur einmal anzuhalten.

Aber dieser Morgen war nicht normal. In der letzten Woche hatte es im Dorf mehr Aufregung gegeben als in den fünf Jahren zuvor.

Er lief in gleichmäßigem Tempo über das Feld, sprang über den niedrigen Zaun und blieb am Rand der Baugrube stehen. Die einfachen Wellblechhütten, in denen die Forscher bis vor ein paar Tagen gewohnt hatten, waren verwaist. Auf den Zelten lag Schnee; eines begann bereits unter der Last zusammenzubrechen, und am gegenüberliegenden Rand der Grube konnte er ein umgestürztes Metallfaß erkennen, aus dem eine zähe, gelbliche Flüssigkeit hervortropfte.

Der Verfall hatte schon begonnen. Die Arbeiter, die im Frühjahr herkommen und den Urzustand wieder herstellen sollten, würden nicht viel zu tun haben. Die Natur eroberte sich ihr verlorenes Terrain mit erstaunlicher Schnelligkeit zurück.

Wu Fiang dachte mit gemischten Gefühlen an die Tage zurück, die er auf der Baustelle gearbeitet hatte. Es war nicht leicht gewesen, die Anstellung zu bekommen. Seine Arbeitskraft wurde auf dem Hof gebraucht, und sein Vater gehörte noch zu jener Generation, die mit einer tiefverwurzelten Abneigung gegen alles Fremde aufgewachsen

war.

Aber er hatte sich zum Schluß doch durchgesetzt. Die Engländer hatten gut bezahlt – seine Familie, die sich mit ihren paar Stück Vieh mehr schlecht als recht über Wasser hielt, hatte das zusätzliche Einkommen gut gebrauchen können. Aber Wu hatte nicht des Geldes wegen hier gearbeitet. Die Männer und das, was sie taten, faszinierten ihn. Für ihn war das, was sie aus dem Boden gruben, mehr als leblose Tonscherben und verrostetes Eisen. Für ihn besaß jedes dieser Fundstücke Leben, eine eigene Vergangenheit. Jede Scherbe erzählte ihre Geschichte, jedes Stückchen Eisen war ein lebendiger Zeuge der großen Vergangenheit dieses Landes.

Aber das war vorbei. Ab heute würde er wieder auf dem Hof arbeiten. Die letzten Mitglieder des Forscherteams waren am vergangenen Abend abgereist. Die Grabungsstelle war verlassen, und wahrscheinlich würde es Jahre, vielleicht Jahrzehnte dauern, ehe sich wieder jemand daranmachte, die Ruine auszugraben.

Wu Fiang dachte an Hemingford zurück. Er hatte den großen, schweigsamen Engländer gemocht. Selbst jetzt konnte er sich einfach nicht vorstellen, daß dieser Mann wirklich ein Verbrecher sein sollte. Trotz aller Beweise zweifelte Wu daran, daß dieser sanfte Mann fähig sein sollte, einen Mord zu begehen.

Aber das, was er getan – oder angeblich getan hatte – hatte das Schicksal der Grabungen endgültig besiegelt.

Wu Fiang ging zu einer der Wellblechhütten hinüber, spähte aus zusammengekniffenen Augen durch die beschlagene Scheibe nach innen und wandte sich dann achselzuckend ab. Die Hütte war leer, so wie alle anderen. Das Team hatte alles, was sich transportieren ließ, auf sechs große Lastwagen verladen und mitgenommen. Selbst die Hütten würden im Frühjahr vorsichtig abgebaut und ins Dorf hinuntertransportiert werden, wo sie als Ställe oder Lagerschuppen Verwendung finden sollten.

Sein Blick wanderte fast melancholisch zu der stumpfen Spitze der Grabpyramide hinüber, die jetzt, verborgen unter einer weißen, flockigen Decke, kaum mehr von einem natürlichen Hügel zu unterscheiden war. Er würde jetzt wahrscheinlich nie erfahren, welche Geheimnisse sie noch barg. Die Grabungen waren noch lange nicht bis zu ihrem Zentrum vorgestoßen. Hemingford hatte gehofft, noch in diesem Winter auf die Grabkammer des Kaisers zu treffen. Aber vielleicht würden jetzt noch einmal viertausend Jahre vergehen, ehe Menschen das größte Geheimnis der alten Welt lüfteten.

Jetzt, als er nicht mehr in Bewegung war, begann er die beißende Kälte zu spüren. Er schüttelte sich, rieb die Hände gegeneinander und blies hinein. Seine Füße brannten.

Er drehte sich um, ging zur inneren Einfassungsmauer zurück und

stieg mit geschickten Bewegungen hinauf. Der Wind und die verstrichenen Jahrhunderte hatten die Mauer zu einem sanft ansteigenden, regelmäßig geformten Hügel werden lassen, auf den selbst ein Kind ohne Mühe hinaufsteigen konnte.

Wu Fiang blieb auf dem Kamm der Mauer stehen und drehte sich einmal um seine Achse. Dies war sein Lieblingsplatz. Oft, wenn die anderen nach fünf Stunden harter, schweißtreibender Arbeit in den Schatten gekrochen waren, um ihr Essen zu verzehren und vielleicht eine halbe Stunde zu schlafen oder zu spielen, war er hier heraufgestiegen, um den Anblick zu genießen. Von hier aus hatte man einen großartigen Ausblick über die gesamte Grabanlage. Oder wenigstens über die Teile, die bereits ausgegraben waren.

Die Anlage war gigantisch. Die äußere, über zweitausend Meter lange Schutzmauer umgab ein sorgsam geglättetes und mit kostbaren Keramikfliesen ausgelegtes Terrain, in dem sich eine zweite, sechshundert mal fünfhundert Meter lange Mauer erhob. In dem so gebildeten Rechteck erhob sich die eigentliche Grabpyramide. Sie war lange nicht so mächtig wie die, von denen Hemingford ihm erzählt hatte, aber sie barg vielleicht größere Geheimnisse als diese.

Ihre Spitze ragte mehr als fünfzig Meter weit in den Himmel, und die Basis war beinahe zweihundert Meter breit. Irgendwann, vielleicht vor vier-, fünfhundert Jahren, hatten die Bewohner der umliegenden Dörfer damit angefangen, Steine aus ihrer Flanke zu brechen, um ihre Felder mit schützenden Mauern zu umgeben. Der Legende nach hatten sie jahrelang gearbeitet, ohne einen sichtbaren Erfolg zu erzielen. Die Pyramide hatte den Jahrtausenden getrotzt, und wahrscheinlich würde sie auch den Versuchen der Menschen trotzen, ihr ihr Geheimnis zu entreißen.

Kalter Wind kam auf und ließ Wu frieren. Er schlug die Arme um den Oberkörper, trat zwei-, dreimal auf der Stelle und drehte sich dann um, um die Baustelle zu verlassen. Es war spät. Seine Familie würde bereits auf ihn warten.

Als er die Grube umrundete, sah er die Spuren.

Der Schnee war von zahlreichen Füßen zertrampelt, so daß der braune, lehmige Boden zum Vorschein getreten war.

Wu blieb stehen, runzelte die Stirn und ging in die Hocke, um die Spur genauer zu untersuchen. Irgend etwas daran irritierte ihn, obwohl er nicht sagen konnte, was es war. Es waren zweifellos die Spuren von Menschen, aber sie wirkten seltsam. Eckig. Der Schrittabstand stimmte nicht, und sie waren zu regelmäßig. Der junge Chinese blieb eine Zeitlang neben der Spur hocken, ehe er aufstand und ihr langsam folgte. Sie führte in einer geraden, wie mit dem Lineal gezogenen Linie auf die Nordseite der Einfriedungsmauer zu und verlor sich schließlich in der Schneewüste des Feldes.

Wu Fiang überlegte einen Moment, ob er ihr nachgehen sollte. Aber es war nicht sehr wahrscheinlich, daß er der Spur auch im Wald noch würde folgen können.

Er blieb stehen, drehte sich zögernd um und ging schließlich auf seiner eigenen Spur zurück, bis er an die Stelle gelangte, an der er die seltsame Fährte getroffen hatte. Die Männer mußten aus der Richtung der größten Grube gekommen sein. Wu entschloß sich, der Spur bis zu ihrem Anfang zu folgen. Das Betreten der Baustelle war verboten, aber es gab immer wieder Männer, die sich über diese Verbote hinwegsetzten, um Fundstücke, die dem Volk gehörten, zu stehlen und an Touristen oder Schwarzhändler zu verkaufen.

Vielleicht fand er sogar eine Spur der Männer, die Tao-Chen auf dem Gewissen hatten. Wu Fiang hatte plötzlich einen wahnwitzigen Verdacht. Was, wenn der Politkommissar auf die Spur einer solchen Bande gestoßen und von ihnen umgebracht worden war und nicht von Hemingford? Der Streit zwischen Tao-Chen und dem Engländer war bekannt. Nichts läge näher, als den Verdacht auf Hemingford zu lenken.

Wu Fiang spürte, wie eine seltsame Erregung von ihm Besitz ergriff. Der Gedanke, daß er sich in Gefahr begeben könnte, kam ihm erst gar nicht.

Er folgte der Fährte bis zur Grube und blieb stehen. Die Spur brach am Rande urplötzlich ab, aber die schräg abfallenden Lehmwände waren deutlich zerwühlt und zertrampelt. Ein heller, halb unter Dreck und schlammigem Schnee vergrabener Metallgegenstand erregte seine Aufmerksamkeit. Er tastete vorsichtig mit dem nackten Fuß nach Halt und stieg in die Grube hinunter. Sie war nicht sonderlich tief, aber die Wände fielen steil ab, und der Boden war mit liegengelassenem Werkzeug und unförmigen, spitzen Steinen übersät. Wenn er abrutschte, konnte das verhängnisvolle Folgen haben.

Vorsichtig, den Fuß immer ganz fest aufsetzend, ehe er einen weiteren Schritt tat, stieg er tiefer. Schließlich bückte er sich und grub mit den bloßen Händen im Schlamm.

Der Gegenstand, den er von oben hatte aufblitzen sehen, war eine flache, sorgsam gehämmerte Kupferschuppe. Eine Schuppe, wie sie die altchinesischen Soldaten zu ihrem Schutz gegen Pfeile und Schwerthiebe auf den Lederrüstungen getragen hatten.

Wu Fiang nickte zufrieden.

Die Kupferpaillette gehörte nicht hierher. Die Baugrube war von Dutzenden von Leuten durchsucht worden. Es gab buchstäblich keinen Stein, der nicht mehrere Male herumgedreht worden war. Jemand hatte sie hier verloren. Und zwar wahrscheinlich während der vergangenen Nacht.

Wu richtete sich vorsichtig auf und spähte zum Grunde der Grube

hinunter. Die Oberkörper von zwei erst zur Hälfte ausgegrabenen Skulpturen ragten aus dem hartgefrorenen Boden. Zwischen ihnen, wie ein Ausschnitt aus einer apokalyptischen Allegorie, eine zu einer Kralle verkrampfte Hand. Auf den Handflächen waren noch die feinen Linien zu erkennen, die das Schwert Über Jahrtausende in den hartgebrannten Ton gegraben hatte.

Natürlich verloren sich die Spuren auf dem aufgeworfenen, zertrampelten Boden hier unten. Hier gab es nichts, außer ein paar uralten, leblosen Tonskulpturen und liegengelassenem Werkzeug.

Aber Wu war trotzdem zufrieden.

Er war jetzt sicher, daß hier irgend etwas vorging, etwas, von dem weder die Dorfbewohner noch der neue Politkommissar wußten.

Er stieg vollends in die Grube hinunter und ging unschlüssig zwischen den halb im Boden vergrabenen Figuren hindurch. Selbst jetzt, nachdem er sie Tausende Male gesehen und berührt hatte, faszinierte ihn der Anblick wie am ersten Tag.

Wahrscheinlich war diese tönerne Armee der aufsehenerregendste Fund in der Geschichte der chinesischen Archäologie überhaupt gewesen. Es waren Skulpturen – lebensgroße, aus Ton geformte und gebrannte Skulpturen von Kriegern, Dienern, Köchen, Lakaien, Generälen… ein ganzer Hofstaat samt einer kleinen Armee, die den verstorbenen Kaiser auf seiner letzten Reise begleitet hatte. Hemingford hatte nicht einmal ein Sechstel des Feldes freigelegt, und trotzdem waren schon mehr als tausend der lebensgroßen, vollkommen natürlich geformten Figuren entdeckt worden. Wahrscheinlich würde ihre Zahl auf über zehntausend angewachsen sein, wenn die Arbeiten erst einmal beendet waren.

Wu Fiang kniete vor einer der Figuren nieder und fuhr sanft mit den Fingerspitzen über das Material. Der Ton fühlte sich warm und glatt an; beinahe lebendig. Die schmalen, perfekt nachgebildeten Augen schienen Wu Fiang mit milder Mißbilligung anzustarren, als verübele ihm die Figur, daß er dazu beigetragen hatte, sie aus ihrem jahrtausendelangen Schlaf zu wecken.

Wu lächelte nervös. Trotz seiner konservativen Erziehung und der einfachen Schulbildung, die er genossen hatte, war er ein durchaus aufgeklärter Mensch. Er wußte, daß es an diesen Figuren nichts Mystisches oder Geheimnisvolles gab. Wahrscheinlich war es allein ihr Alter, das sie so seltsam und unwirklich erscheinen ließ. Dies und das Wissen, daß sie aus einer längst vergangenen, von Sagen und Legenden umrankten Epoche dieses Landes stammten.

Er bemerkte, daß der Boden rings um die tönerne Gestalt zerwühlt war. Vorsichtig grub er mit den Fingern im feuchten Lehm. Er war locker; seine Hände fanden kaum Widerstand. Dabei war der Boden seit Tagen hart gefroren.

Er ließ sich vollends auf die Knie niedersinken und grub jetzt mit beiden Händen im Boden vor der Skulptur. Schon nach wenigen Minuten hatte er eine etwa dreißig Zentimeter tiefe Grube ausgehoben.

Die kupferbeschlagene Lederrüstung funkelte unter den Strahlen der aufgehenden Sonne. Jemand mußte die Figur vor ganz kurzer Zeit aus- und wieder eingegraben haben.

Aber warum? Das Ganze ergab keinen Sinn. Wenn es sich bei den Männern, deren Spuren ihn hierhergeführt hatten, wirklich um Plünderer gehandelt hatte, würden sie sich kaum damit zufriedengeben, einen der Tonkrieger mühsam aus dem steinhart gefrorenen Boden auszugraben, nur, um ihn hinterher genauso sorgfältig wieder einzugraben.

Wu Fiang hatte plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden. Er stand auf, drehte sich einmal um seine Achse und sah sich mißtrauisch um. Seine Umgebung hatte sich nicht verändert. Er war allein in der Grube, allein mit sich und den beiden tönernen Kriegern.

Aber er spürte, daß es da irgend etwas gab, Irgend etwas Fremdes, Lauerndes, das jede seiner Bewegungen mit größtem Mißtrauen verfolgte und darauf wartete, über ihn herzufallen.

Plötzlich hatte er Angst.

Der Ausdruck auf dem Gesicht des Kriegers erschien ihm mit einem Mal viel drohender und finsterer als zuvor. Die starren Tonaugen schienen sich mit höllischem Leben gefüllt zu haben. Wu Fiang wäre in diesem Augenblick nicht einmal erstaunt gewesen, wenn der Krieger plötzlich zum Leben erwacht und aus seinem eisigen Grab hervorgekrochen wäre.

Aber das war natürlich Unsinn.

Er drehte sich um, atmete tief ein und ging mit gezwungen ruhigen Schritten auf den Rand der Grube zu. Er mußte all seine Willenskraft aufbieten, um nicht einfach loszustürmen und in panischer Angst davonzurennen.

Der Aufstieg erwies sich als schwieriger, als er geglaubt hatte. Der Boden rutschte immer wieder unter seinen Füßen weg, und mehr als einmal fiel er auf Hände und Knie herab und schlitterte den ganzen Weg zurück. Wu hatte plötzlich den verrückten Gedanken, daß die Grube ihn nicht freigeben wolle. Es war, als kämpfe er gegen eine unsichtbare, zähe Gewalt an, die ihn immer wieder zurückstieß und seine Bewegungen zu einem ungelenken Vorwärtsstolpern werden ließ.

Er war in Schweiß gebadet, als er endlich den Rand der Grube erreichte und sich keuchend hinaufzog. Sein Atem ging stoßweise, und sein Herz hämmerte rasch und fast schmerzhaft hart.

Er blieb einen Moment lang auf Händen und Knien hocken und rang

keuchend nach Luft. Seine Kehle brannte, als wäre er stundenlang gelaufen.

Als er sich aufrichtete, hörte er ein Geräusch. Es war ein leises, schabendes Kratzen, das von einem plötzlichen Poltern abgelöst wurde und dann verstummte. Die nachfolgende Stille wirkte mit einem Mal bedrohlich.

Wu stand einen Augenblick lang gespannt da und wartete, daß das Geräusch wiederkam. Aber es blieb still. Achselzuckend drehte sich der junge Chinese herum, um die Ausgrabungsstelle endgültig zu verlassen. Sein Blick streifte noch einmal die beiden Tonkrieger auf dem Grund der Grube.

Er erstarrte. Eine körperlose, eisige Hand schien plötzlich nach seinem Herzen zu greifen, und sein überraschter Aufschrei wurde zu einem halberstickten Krächzen.

Als er vor dem Tonkrieger gekniet hatte, hatte dessen Gesicht nach Westen gezeigt.

Jetzt war sein Kopf um neunzig Grad gedreht. Sein Blick bohrte sich genau in den Wu Fiangs. Und auf seinem Gesicht schien ein höhnisches, böses Grinsen zu liegen.

***

Die Lampe zeichnete einen grellen, scharf abgezirkelten Kreis gelber Helligkeit auf den Schreibtisch. Die Luft war abgestanden und schal, es roch nach Reisschnaps, kaltem Zigarettenrauch und Schweiß. Direkt neben ihm kämpfte ein altersschwacher Heizlüfter gegen die von draußen hereinkriechende Kälte an, und auf der anderen Seite des Schreibtisches, irgendwo in der wattigen, undurchdringlichen Dunkelheit, die jenseits des winzigen Lichtkreises lag, glühte in regelmäßigen Abständen der rote Lichtpunkt einer Zigarette auf.

»Also noch einmal«, sagte Xahn leise. Seine Stimme klang melodiös und angenehm. Wenn man den dazu passenden Mann nicht kannte, hätte man glauben können, sie gehöre einer Frau. »Sie bestehen darauf, daß Sie das Lager an diesem Abend nicht verlassen haben.«

Hemingford seufzte. Vierzehn Tage. Seit vierzehn Tagen stellten sie ihm immer wieder dieselben Fragen, und er gab immer wieder dieselben Antworten. Er hatte längst aufgehört, sich zu wehren. Er wußte, daß es sinnlos war, aufzumucken. Er hatte alles versucht – Geduld, Schreien, Betteln, Drohen… es war sinnlos. Pao Xahn schien zu jenen Menschen zu gehören, die wirklich durch nichts aus der Ruhe zu bringen waren. Und er war unglaublich zielbewußt.

»Ich habe Tao-Chen gegen neunzehn Uhr das letzte Mal gesehen«, erklärte Hemingford leise. Sein Hals schmerzte vom vielen Reden.

Er hatte Durst, aber er wußte, daß es sinnlos sein würde, nach einem Schluck Wasser zu fragen. Xahn hatte seine eigenen Methoden, einem

Gefangenen das Leben sauer zu machen.

»Ich habe ihn kurz nach neunzehn Uhr das letzte Mal gesehen, und da hat er noch gelebt«, wiederholte er. Er versuchte, Xahns Gesicht zu erkennen, aber die Dunkelheit ließ ihn zu einer schmalen, dunklen Silhouette werden. »Und er war noch dazu guter Laune«, fügte er hinzu. Xahn schwieg eine Weile. »Sie standen sich nicht gut miteinander, Tao-Chen und Sie?«

Hemingford schüttelte den Kopf und angelte nach einer Zigarette.

Heute war einer der Tage, an dem Xahn ihm erlaubte, zu rauchen.

Manchmal durfte er es nicht. Hemingford hatte längst aufgehört, nach einem System im Verhalten des Kommissars zu suchen.

»Er mochte mich nicht vom ersten Tag an«, sagte er müde. »Ich weiß nicht, warum, aber man spürte es ganz deutlich. Er gab sich keine sonderliche Mühe, es zu verheimlichen. Im Gegenteil. Er war hinausgekommen, um mir zu sagen, daß die Arbeiten vorläufig eingestellt werden mußten. Man merkte ihm seinen Triumph an.«

»Sie waren nicht sehr begeistert darüber, Mister Hemingford?«

Hemingford lachte bitter auf. »Natürlich nicht. Ich habe die letzten vier Jahre ununterbrochen dort draußen gearbeitet. Und dann sollte ich von einem Tag auf den anderen aufhören. Glauben Sie, daß ich ihm um den Hals gefallen bin?«

»Und da haben Sie ihn umgebracht?« schnappte Xahn. Er beugte sich vor, so daß sein Gesicht in den Lichtkreis der Lampe geriet, stützte die Arme auf die Tischplatte auf und fixierte Hemingford scharf. »Sie haben gewartet, bis er das Lager verlassen hat, und dann sind Sie ihm hinterhergefahren, haben ihm aufgelauert und ihn umgebracht. War es nicht so?«

»Nein, es war nicht so«, sagte Hemingford ruhig. »Natürlich war ich wütend. Aber ich würde niemals einen Menschen umbringen.«

»Vielleicht nicht absichtlich. Vielleicht wollten Sie nur noch einmal mit ihm reden, Mister Hemingford. Ich kann mir vorstellen, wie es passiert ist. Sehen Sie, wir alle kannten Tao-Chen. Er war kein sehr geduldiger Mensch. Vielleicht ist er auf Sie losgegangen, und Sie mußten sich wehren. Vielleicht haben Sie ihn in Notwehr getötet. Sie können es ruhig zugeben. Auch bei uns gibt es einen Notwehrparagraphen.«

»Aber ich war es nicht!« brüllte Hemingford.

Xahn lächelte dünn. Aber seine Augen blieben dabei ernst.

»Und wie, Mister Hemingford«, fragte er, ohne sich im mindesten von Hemingfords Ausbruch beeindruckt zu zeigen, »erklären Sie sich dann, daß die Mordwaffe in Ihrem Lager gefunden wurde? In einem Schuppen, der unmittelbar an Ihre Unterkunft angrenzt?«

Hemingford seufzte. »Ich weiß nicht einmal, an welcher Seite man ein Schwert anfaßt«, sagte er verärgert. »Wenn ich jemanden töten

wollte, würde ich ihn erschießen. Außerdem hätte ich gegen einen jungen, kräftigen Mann wie Tao-Chen wohl keine große Chance in einem fairen Kampf.«

»Wer sagt, daß er fair war?« fragte Xahn. Er drückte seine Zigarette aus, schüttelte den Kopf und fuhr sich mit den Händen über die Schläfen.

»Ich würde Ihnen gerne glauben, Mister Hemingford. Aber die Beweise sind erdrückend.«

»Indizien«, korrigierte ihn Hemingford. »Sie haben ein paar Indizien, mehr nicht.«

»Wir haben eine Leiche und ein Schwert mit Ihren Fingerabdrücken. Und mit Blutspuren, die eindeutig von dem Ermordeten stammen. Und wir haben die Aussagen von einem Dutzend Zeugen, die gehört haben, wie Sie drohten, Tao-Chen zu töten.«

»Herrgott, das habe ich vielleicht im Zorn gesagt, aber jeder sagt so etwas einmal. Wenn jede im Zorn ausgestoßene Morddrohung auch in die Tat umgesetzt würde, wäre die Menschheit wohl längst ausgerottet!« schrie Hemingford. »Ich war es nicht. Sie können mich bis zum jüngsten Tag verhören, ohne etwas anderes von mir zu hören zu bekommen.«

Xahn lächelte dünn. »Wir werden sehen, Mister Hemingford.« Er stand auf, drückte einen verborgenen Knopf unter seiner Schreibtischplatte und knöpfte seine Uniformjacke zu. Die Tür ging auf, und zwei Polizisten betraten den Raum.

»Abführen«, befahl Xahn.

Hemingford stand mühsam auf und ließ sich von den beiden Männern in die Mitte nehmen.

An der Tür blieb er noch einmal stehen und drehte sich um. Xahns Gestalt wirkte jetzt, bei heller Beleuchtung, nur noch halb so drohend und furchteinflößend. Sein Gesicht wirkte müde und eingefallen, und um den Mund lag ein bitterer Zug, den Hemingford sich nicht erklären konnte.

»Ich war es nicht, Xahn«, sagte er leise.

Der Kommissar antwortete nicht. Sein Blick schien direkt an Hemingford vorbei gegen die Wand gerichtet.

»Ich würde Ihnen gerne glauben, Mister Hemingford«, sagte er plötzlich. »Aber ich kann es nicht.«

Hemingford wußte, daß es ein Fehler war. Aber er konnte sich trotzdem nicht verkneifen, zu sagen: »Sie sollten lieber den wirklichen Mörder suchen.«

Xahn wirkte verletzt.

»Das tun wir, Mister Hemingford. Wenn Sie wirklich unschuldig sind, werden wir es herausfinden, und…«

Das Schrillen des Telefons unterbrach ihn. Er runzelte die Stirn, sah

auf die Armbanduhr und griff schließlich zögernd nach dem Hörer. Auf seinem Gesicht erschien ein konzentrierter Ausdruck, während er wortlos lauschte.

Die beiden Soldaten wollten Hemingford abführen, aber Xahn bedeutete ihnen mit Gesten, noch zu warten.

Das Gespräch dauerte fünf oder sechs Minuten. Xahns Rolle dabei beschränkte sich fast ausschließlich aufs Zuhören. Ab und zu warf er ein paar schnelle, abgehackte Worte ein, die Hemingford jedoch nicht verstehen konnte.

Er wirkte leicht verunsichert, als er endlich auflegte.

»Sie scheinen mächtige Freunde zu haben, Mister Hemingford«, sagte er nach kurzem Überlegen.

Hemingford zog fragend die Augenbraue hoch.

»Einer von ihnen ist auf dem Weg hierher«, erklärte Xahn. Die Worte schienen ihm nicht gerade Freude oder Genugtuung zu bereiten.

»Wer?« fragte Hemingford, obwohl er die Antwort eigentlich schon wußte. Er kannte nur einen, der spontan und auch energisch genug war, um sofort um die halbe Welt zu reisen, wenn es darum ging, einem Freund zu helfen.

»Ein gewisser Mike Hunter. Man hat mich soeben angewiesen, ihn mit aller Zuvorkommenheit zu behandeln.« Er stockte, sah Hemingford stirnrunzelnd an und ging langsam um den Schreibtisch herum.

»Sie bleiben trotzdem unser Gefangener, Mister Hemingford. Jedenfalls solange, bis wir definitiv wissen, ob Sie schuldig sind oder nicht.«

»Und wie lange kann das dauern?« fragte Hemingford spöttisch.

Xahn lächelte.

***

Die Regentropfen prasselten wie Maschinengewehrfeuer auf das Wellblechdach des Flughafengebäudes. Der böige Wind, der den Flug hierher und die Landung zu einem bockenden, hüpfenden Abenteuer hatte werden lassen, zerrte ungestüm an Fensterläden und Türen, und jedesmal, wenn eine der beiden großen Türen des Gebäudes geöffnet wurden, fegte ein Schwall eisiger Luft und Schneeregen hinein.

Mike Hunter zog die Schultern hoch und vergrub die Hände in den Jackentaschen. Er war plötzlich froh, seinen maßgeschneiderten Anzug schon auf dem Flughafen von Peking mit groben Baumwollhosen, einem engmaschigen Rollkragenpullover und einem zwar wenig ansehnlichen, dafür aber warmsitzenden Parka vertauscht zu haben. Nach dem fast achtstündigen Flug von London nach Peking, auf dem ihn die Klimaanlage des Jumbo-Jet verwöhnt hatte, traf ihn die beißende Kälte doppelt hart. Das Empfangsgebäude des Flughafens

von Taiyüan bestand aus einer einfachen, kaum isolierten und so gut wie gar nicht geheizten Fertigbaukonstruktion, die vielleicht im Sommer recht angenehm war, jetzt aber eher einem etwas zu groß geratenen Kühlschrank glich.

Er stellte seinen Koffer unnötig hart auf den Boden, rieb die Hände gegeneinander und sah sich mit unverhohlener Ungeduld um. Man hatte ihm gesagt, daß er hier warten sollte. Jemand würde sich um ihn kümmern. Aber er hatte vergessen zu fragen, wie lange er zu warten hatte. Mittlerweile waren schon gut zwanzig Minuten vergangen, ohne daß jemand von dem hochgewachsenen, schlanken Europäer Notiz genommen hätte. Unter asiatischer Geduld und Gastfreundschaft hatte sich Mike eigentlich etwas anderes vorgestellt.

Aber der Zollbeamte, der ihn auf dem Terminal von Peking in Empfang genommen und weitergeleitet hatte, hatte auch keinen großen Hehl um seine Abneigung gemacht, Mikes Empfang in China war alles andere als freundlich gewesen. Er hatte sich so ziemlich über alle Formalitäten und Vorschriften hinweggesetzt, die einem Reisenden normalerweise die Lust auf einen China-Besuch schon von vornherein nahmen.

Damona hatte mit ihrer halb im Scherz hingeworfenen Bemerkung durchaus recht gehabt – es war ein Abenteuer für sich, überhaupt nach China hereinzukommen. Die bürokratischen Fallstricke und Hindernisse, die er hatte überwinden müssen, hätten einen anderen wahrscheinlich gleich zu Anfang entmutigt. Aber Mike besaß zwei Dinge, über die die meisten seiner Mitmenschen nicht verfügten –Geld und Beziehungen. Er hatte beides in ziemlichem Umfang einsetzen müssen. Aber er hatte auch ein kleines Wunder vollbracht.

Von seinem Entschluß, nach China zu reisen, bis zum Start der Maschine waren nicht einmal sechs Tage vergangen – zweifellos ein Weltrekord. Dabei war es nicht so sehr sein Geld gewesen, das ihm den Weg geebnet hatte. Es war sein Name – und die beiden großen K für King-Konzern, die sich dahinter verbargen. China war ein aufstrebendes Land, das seine Industrie und Wirtschaft in den nächsten Jahrzehnten gewaltig vergrößern wollte.

Nicht einmal ein so mächtiges Land würde ohne weiteres wagen, einen der mächtigsten Konzernherren der westlichen Welt vor den Kopf zu stoßen. Dabei spielte es keine Rolle, daß der Konzern ihm nicht gehörte. Er war ein Teil der Konzernleitung, und das schien zu genügen.

Allerdings hatte selbst die chinesische Freundlichkeit ihre Grenzen. Er hatte praktisch keinen Schritt getan, ohne nicht begleitet und mehr oder weniger offen bespitzelt zu werden. Vom Verlassen des Flugzeuges auf dem Flughafen von Peking an bis zu seiner Weiterreise nach Taiyüan hatte ihn ein freundlicher, aber unglaublich sturer

Zollbeamter begleitet.

Und wahrscheinlich wurde er auch jetzt beobachtet. Obwohl Taiyüan nur eine relativ unbedeutende Provinzhauptstadt war, herrschte in der weitläufigen Halle reges Leben. Dutzende von Leuten kamen und gingen, standen in kleinen Gruppen beieinander und palaverten oder gingen irgendwelchen undurchschaubaren Beschäftigungen nach.

Mike trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Seine Beine schienen allmählich zu Eisklumpen zu erstarren, und seine Finger kribbelten trotz der Handschuhe.

»Mister Hunter?«

Mike drehte sich aufatmend um, als er die Stimme hörte.

Hinter ihm stand ein schmalschultriger, höchstens einen Meter sechzig großer Chinese in der üblichen blauen Einheitskluft der Landbevölkerung. An seinem Rockaufschlag glitzerte eine rotgoldene Anstecknadel, die ihn – wenn Mike sich recht erinnerte – als Polit-Kommissar auswies. Aber das war auch das einzige Auffällige an ihm.

Er nickte knapp, griff mit der Linken nach seinem Koffer und nahm ihn auf.

»Mein Name ist Feng Wolan«, nickte der Chinese. Er sprach ein fast akzentfreies Englisch. »Man hat mir gesagt, daß Sie ankommen. Aber wir hatten Schwierigkeiten mit der Straße. Sie müssen die Verspätung entschuldigen.«

Mike lächelte gezwungen, »Es ist nicht so schlimm. Sie sind der Mann, der mich nach Hsienyang bringen soll?«

Feng schüttelte sanft den Kopf. »Zuerst fahren wir nach Sisien. Ich nehme an, Sie wollen vordringlich mit Ihrem Freund Hemingford reden.«

»Er ist nicht mehr in Hsienyang?«

»Nein. Er wurde ins Gefängnis von Sisien überführt. Hsienyang ist eine kleine Stadt, die über keine angemessene Unterkunft verfügt.«

Er griff nach Mikes Koffer, riß ihn förmlich an sich und ging mit kleinen, trippelnden Schritten zum Ausgang. »Kommen Sie, Mister Hunter. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Die Straßen sind zugeschneit und schlecht zu befahren. Wir reden unterwegs.«

Mike folgte seinem Führer ergeben. Er wußte, daß die freundlich klingenden Worte in Wirklichkeit den Charakter von Befehlen hatten. Man hatte ihm ziemlich deutlich klargemacht, daß auch sein Ansehen Grenzen gesetzt waren. Er war als Gast eingereist, aber er hatte mehr und mehr den Eindruck, daß er die Rolle eines besseren Gefangenen spielte.

Sie verließen das Gebäude. Eisiger, durchdringender Wind schlug ihnen entgegen und überschüttete sie mit einem Hagel von Schnee und winzigen, nadelspitzen Hagelkörnern, während sie über die fast leere Straße zu Fengs Wagen hinübergingen. Es war ein alter,

zerschrammter Geländewagen, der so aussah, als stamme er noch aus der Zeit der Boxer-Aufstände. Feng öffnete die fleckige Plane, beförderte den Koffer mit einem Schwung auf die Ladefläche und riß dann die Beifahrertür auf.

Mike kletterte ächzend in den Wagen, während Feng in aller Ruhe die Plane verschnürte und dann ohne sonderliche Eile um den Jeep herumging. Die grimmige Kälte schien ihm nicht das mindeste auszumachen.

Sie fuhren los. Mike war ein wenig enttäuscht über die Schnelligkeit, mit der alles ging. Dieses Land machte auf den ersten Blick einen zurückgebliebenen, fast primitiven Eindruck, aber die Chinesen schienen über ein gewaltiges Organisationstalent zu verfügen.

Scheinbar hatte man sich vorgenommen, den lästigen Besucher so rasch wie möglich wieder loszuwerden.

Die Straßen, über die sie fuhren, wirkten trotz des überall herumliegenden Schneematsches sauber und gepflegt. Es gab kaum Autos.

Die meisten Menschen, denen sie begegneten, gingen zu Fuß oder fuhren mit dem Rad. Die Häuser waren einfach – meist zweigeschossig, weiß oder erdbraun gekalkt, mit kleinen, schmalen Fenstern und ungewohnt spitzen Dächern. Als sie den Ortsausgang passiert hatten, kamen sie an einer Gruppe bunt gekleideter, singender Männer vorbei, die Transparente und bunte, phantasievolle Papierschlangen trugen. Mike fragte seinen Führer nach der Bedeutung dieser Prozession.

»Sie feiern das Winterfest, Mister Hunter«, erklärte Feng. »Ein uralter Brauch. Die Menschen begrüßen den Einzug des Winters. Sie beten zu den Göttern, bringen ihnen symbolische Opfer…«

»In einem derart aufgeklärten Land wie Ihrem?« konnte sich Mike nicht verkneifen, zu sagen.

Feng lächelte geduldig. »China ist ein altes Land. Die Menschen hier halten an ihren Gebräuchen und Gewohnheiten fest.« Er griff in die Tasche, zog eine silberne Zigarettendose hervor und bot Mike eine an.

»Sehen Sie, Mister Hunter«, fuhr er fort, während Mike mit ungelenken, kalten Fingern versuchte, ein Streichholz anzureißen, »es ist viel falsch gemacht worden in den letzten Jahrzehnten. Man hat versucht, den Menschen ihre Sitten zu nehmen. Sie waren nicht glücklich dabei. Heute ist das anders. Wir haben eingesehen, daß man einem Volk nicht von heute auf morgen eine neue Kultur aufzwingen kann. Warum glauben Sie, etwas für Hemingford tun zu können?« fragte er übergangslos.

Mike war Über den plötzlichen Gedankensprung verwirrt.

»Ich… ich kann mir nicht vorstellen, daß er wirklich einen Mord begangen hat«, sagte er stockend.

Zwischen Fengs Brauen erschien eine steile Falte. »Sie haben versucht, über die Botschaft Ihres Landes Druck auszuüben«, sagte er tonlos. Mike war sich nicht sicher, ob die Worte eine reine Feststellung oder ein Vorwurf waren. Wahrscheinlich von beidem etwas.

»Ich habe versucht, ihm zu helfen«, korrigierte er. »Ich habe auch versucht, einen guten Anwalt hierherzuschicken. Aber man hat mich nicht gelassen.«

»Verständlich«, nickte Feng. »Sehen Sie, Mister Hunter, wir haben lange genug unter dem Einfluß fremder Völker und Kulturen gestanden. Wir regeln unsere Angelegenheiten ganz gerne selbst.«

»Auch, wenn sie Bürger eines fremden Landes betreffen?« fragte Mike.

Feng nickte geduldig. »Was tun Sie, wenn in Ihrem Land ein Mensch von einem Ausländer ermordet wird?«

Mike zog eine Grimasse. »Wir geben ihm jede erdenkliche Chance, seine Unschuld zu beweisen«, sagte er halblaut. Er spürte, wie er mehr und mehr in die Defensive gedrängt wurde. Er hatte Feng unterschätzt. Wahrscheinlich würde er den verlorenen Boden nicht so schnell wiedergutmachen können.

»Das tun wir auch, Mister Hunter. Aber wir ziehen es vor, unsere eigenen Methoden dabei anzuwenden«, antwortete Feng.

Die Unterhaltung kam ins Stocken. Sie passierten Taiku, eine Stadt von vielleicht zehntausend Einwohnern. Schließlich tauchte das breite, träge dahinfließende Band eines Flusses zur Linken auf.

»Der Yen Ho«, erklärte Feng. »Wir fahren jetzt an ihm entlang. In zwei oder drei Stunden sind wir am Ziel.«

»Was wird Hemingford eigentlich genau vorgeworfen?« fragte Mike übergangslos. Aber Feng schien genausowenig auf die Überraschungstaktik hereinzufallen, wie er sie selbst beherrschte.

»Ich weiß auch nur die offizielle Version.«

»Gibt es eine inoffizielle?«

»Vielleicht«, lächelte Feng. »Aber ich bin nicht autorisiert, mit Ihnen darüber zu reden. Hauptkommissar Xahn wird Ihnen alle nötigen Einzelheiten mitteilen. Er bearbeitet den Fall.«

Mike lehnte sich zurück, starrte aus dem Fenster und betrachtete nachdenklich das breite, glitzernde Band des Flusses. Es war sinnlos, weiter in Feng dringen zu wollen. Früher oder später würde er die Wahrheit schon erfahren. Oder das, was man hier für die Wahrheit hielt.

***

Er stöhnte. Seine Haut fühlte sich heiß und trocken an, und in den Augen, die von Zeit zu Zeit mit einem Ruck aufflogen, flackerte das

blanke Entsetzen.

Damona King war aus ihrem direkt nebenan liegenden Schlafzimmer herübergestürmt, als Thomas zu schreien begonnen hatte. Zuerst waren es unartikulierte, kaum noch menschlich zu nennende Laute gewesen, aber mehr und mehr hörte sie Worte aus seinem Fiebergestammel heraus.

Damona legte vorsichtig die Hand auf seine Stirn. Thomas Warner schien die Berührung nicht zu spüren. Er zitterte, und Damona konnte deutlich erkennen, daß sich seine Hände unter der Bettdecke unablässig öffneten und schlossen. Sie hatte versucht, ihn zu wecken, aber es war ihr nicht gelungen.

Die Tür knarrte leise, dann näherten sich schlurfende Schritte. Damona drehte sich halb herum.

»Henry.«

Der alte Butler kam mit hängenden Schultern nähergeschlichen.

Sein Gesicht wirkte verschlafen. »Ich habe ein Geräusch gehört, Miß King«, sagte er entschuldigend. »Es wird wieder schlimmer, nicht?«

Damona nickte. »Ja. Wenn sich sein Zustand nicht bessert, werden wir wohl einen Arzt rufen müssen. Ich fürchte, er hält die Belastung nicht mehr lange aus. Vielleicht war es ein Fehler, ihn überhaupt hierherzubringen«, fügte sie leiser hinzu.

Henry schüttelte unmerklich den Kopf. Sein Blick war mit einer Mischung aus Mitleid und fast wissenschaftlicher Neugier auf die magere Gestalt des Jungen gerichtet.

»Er braucht nichts als ein bißchen Liebe«, sagte er. »Aber Sie sollten sich auch schonen. Sie sehen nicht gut aus.«

»Ich weiß.«

»Sie haben in den letzten Tagen kaum geschlafen«, fuhr Henry fort. »Sie sollten sich ausruhen. Wenn Sie wollen, bleibe ich den Rest der Nacht über bei ihm.«

Er setzte sich auf die Bettkante, berührte mit einer beinahe väterlichsanften Geste die Schulter des Jungen und nickte Damona auffordernd zu. »Gehen Sie ruhig. Ich passe auf ihn auf.«

»Sie brauchen Ihren Schlaf genauso dringend wie ich«, widersprach Damona.

»Es geht schon. Ein alter Mensch braucht nicht so viel Schlaf. Außerdem bin ich ausgeruht, das sollten Sie wissen. Ganz im Gegensatz zu Ihnen.«

Damona stand widerstrebend auf. Natürlich hatte Henry recht, aber alles in ihr sträubte sich dagegen, Thomas allein zu lassen. Sie hatte das sichere Gefühl, daß der Junge die ganze Zeit über versuchte, ihr etwas zu sagen. Aber das Böse, das seinen Geist gefangenhielt, war zu stark.

Thomas Augen öffneten sich. Für einen Moment schien er sie zu

erkennen, dann legte sich wieder der Schleier des Fiebers über seinen Blick. Sein Stöhnen wurde heftiger. Er bäumte sich auf, schüttelte Henrys Hand ab und starrte aus angstvoll aufgerissenen Augen gegen die Decke.

»Gefahr…«, stöhnte er mühsam. »Sie … Sie müssen ihn warnen! Er ist in Gefahr! Der Taschilin …«

»Wer ist in Gefahr?« fragte Damona eindringlich. »Du willst mir etwas sagen, nicht? Du willst mich warnen? Wovor?«

Thomas nickte mühsam. Auf seinem Gesicht erschien perlender Schweiß.

»Taschilin… er … er erwacht …«, stöhnte Thomas. Seine Stimme zitterte und drohte überzukippen. »Sie müssen … Mister Hunter warnen … Er darf nicht … Hsienyang … Der Taschilin erwacht … Gefahr …«

Er fiel zurück, seufzte schwer und schloß die Augen. Sein Körper entspannte sich. Innerhalb weniger Sekunden verfiel er in einen tiefen Schlaf.

Damona und Henry sahen sich verständnislos an.

»Was mag er gemeint haben?« fragte Henry.

Damona schluckte krampfhaft. Auch ihr war der Sinn der wenigen Worte nicht ganz klar geworden. Aber sie begann zu ahnen, was Thomas gemeint hatte.

»Mike…«, flüsterte sie. »Er muß Mike gemeint haben. Er ist in China. Und wer oder was auch immer ein Taschilin ist – Mike hat keine Ahnung von dem, was ihn erwartet.«

***

Es hatte den ganzen Vormittag geschneit. Selbst jetzt hing der Himmel noch voller grauer, dräuender Wolken, durch die nur selten ein Sonnenstrahl brach, und die Luft roch nach Kälte und weiterem Schnee. Der Winter war spät gekommen in diesem Jahr, aber er schien dieses Versäumnis durch ein besonders heftiges Debüt wettmachen zu wollen.

Ho Weiang steckte die Hände unter die Achselhöhlen, um das taube Gefühl aus den Gliedern zu vertreiben, und stampfte im Laufen immer wieder mit den Füßen auf. Der eisige Wind traf ihn hier, auf dem freien Feld, mit ungestümer Wucht. Die Kälte fraß sich langsam durch die zerschlissenen Lumpen, die er Über seinen khakifarbenen Arbeitsanzug gezogen hatte, setzte sich in seinen Knochen fest und ließ seine Gelenke steif werden. Aber er hatte noch nicht einmal den halben Weg bis zum Dorf geschafft. Vor ihm lagen noch mehr als drei Kilometer, und mit dem schwerfälligen Ochsengespann, das nur unter ständigen Schlägen und Schreien zum Weitergehen zu bewegen war, würde er sicher noch zwei Stunden brauchen. Die Tiere waren unruhig

und störrisch. Sie schienen die Kälte trotz ihrer schützenden Speckschichten zu spüren, und das Gewicht des Wagens, der unter den Reissäcken, die Ho Weiang im Dorf verkaufen wollte, fast zusammenbrach, drohte sie immer wieder den steil ansteigenden Weg hinunterzuzerren.

Der alte Bauer war trotz der Kälte und der immer stärker werdenden Schmerzen in den Gelenken zufrieden. Der Erlös der Reissäcke würde genügen, um ihn und seine Familie den Winter über zu ernähren – und das war schon mehr, als sich seine Eltern ihr ganzes Leben lang erträumt hatten. Als Ho jung gewesen war, war der Hunger ein ständig wiederkehrender Gast in der Hütte seiner Eltern gewesen. Die Revolution hatte viel Leid über das Land gebracht, aber sie hatte auch den Hunger und viele Krankheiten aus den Dörfern vertrieben.

Der Ochsenkarren blieb stehen, als eines der großen, massiven Holzräder in ein verborgenes Schlagloch krachte. Die Tiere brüllten protestierend und stemmten sich vergeblich gegen die Deichsel. Der Wagen knarrte bedrohlich, als die beiden Wasserbüffel die ganze Kraft ihrer titanischen Körper aufboten, um weiterzukommen. Aber das Rad saß so unverrückbar fest, als wäre es einbetoniert. Ho Weiang fluchte ungehemmt, kniete neben dem Rad nieder und begann mit bloßen Händen im Schnee zu graben. Seine Haut begann unter der Kälte fast unerträglich zu schmerzen, aber er biß die Zähne zusammen und arbeitete weiter. Er hatte ganz und gar keine Lust, fünfundzwanzig Zentnersäcke voller Reis ab- und wieder aufzuladen, nur um den Wagen aus einem Schlagloch zu befreien.

Er entfernte den Schnee vollends, steckte seine tauben Fingerspitzen in den Mund und sah sich suchend nach einem Ast oder einem flachen Stein um. Wenn er etwas unter das Rad schieben konnte, würde der Wagen vielleicht loskommen.

Aber der Weg und das angrenzende Feld bildeten eine einheitliche, glatte Fläche. Der Schnee verbarg jedes Hindernis. Sicher gab es entlang des Weges genug Steine, die ihm gedient hätten, aber es hatte keinen Sinn, auf gut Glück zu graben. Seine Hände schmerzten jetzt schon so stark, daß er sie kaum noch bewegen konnte.

Ho richtete sich schweratmend auf und sah zum nahen Wald hinüber. Die Baumkronen bogen sich unter der Last des frisch gefallenen Schnees durch, aber der eigentliche Waldboden schien noch relativ frei zu sein. Es würde noch Tage dauern, bis der allgegenwärtige Schnee seinen Weg auch bis dorthin gefunden hatte.

Er rüttelte noch einmal prüfend an Wagen, tätschelte den beiden Bullen beruhigend die Nasen und schlurfte dann mit mühsamen Schritten auf den Waldrand zu. Vielleicht würde er dort etwas finden, das ihm half. Zur Not hatte er immer noch die handliche Axt in seinem Gürtel, um sich einen passenden Ast abzuhacken.

Er hatte den Wald fast erreicht, als er die Spuren sah. Es waren vier Reihen regelmäßiger, parallel laufender Spuren, die von Westen her über das Feld kamen und direkt vor ihm im Wald verschwanden. Ho Weiang verstand genug vom Spurenlesen, um zu erkennen, daß die Abdrücke erst wenige Minuten alt waren, allerhöchstens eine halbe Stunde. Und er wußte auch schon, wo er die Männer finden würde, deren Füße den frisch gefallenen Schnee zertrampelt hatten. In dem schmalen Waldstück, das vor ihm lag, gab es eine uralte, längst verfallene Festung, eines jener befestigten Landhäuser, in denen sich die Provinzgouverneure vergangener Jahrhunderte bei Gefahr in Sicherheit gebracht hatten. Das Haus war eigentlich nur noch eine Ruine, aber es kamen von Zeit zu Zeit Menschen – vornehmlich Fremde – hierher, um es zu besichtigen. Wie alles Alte übte die verlassene Festung einen starken Reiz auf die Menschen aus.

Ho Weiang verstand es nicht. Für ihn war die Vergangenheit tot.

Und er war froh, daß es so war. Die alte Zeit hatte ihm genug Leid und Schmerzen zugefügt. Aber er verstand, daß dort vorne Menschen waren, viele Menschen, und daß er vielleicht Hilfe bekommen konnte.

Von neuer Zuversicht erfüllt, drang er in den Wald ein. Das befestigte Landhaus lag nicht einmal drei Minuten entfernt.

Der kurze Weg konnte sich lohnen. Für vier oder fünf kräftige Männer mußte es eine Kleinigkeit sein, den Wagen aus dem Loch zu ziehen.

Er erreichte das verfallene Haus. Für jemanden, der nicht ganz genau wußte, wonach er zu suchen hatte, wäre es kaum auffindbar gewesen. Efeu und Schlinggewächse hatten die Außenpalisaden im Laufe der Jahrhunderte überwuchert. Bäume und Unterholz waren auf dem einst sorgsam gepflegten Vorplatz gewachsen, und ein Teil der hufeisenförmig angelegten Gebäude war zu unansehnlichen, moosüberwucherten Haufen zusammengesunken, die allenfalls noch Ratten und Ungeziefer als Unterschlupf dienten.

Ho konnte sich eines unangenehmen, bedrückenden Gefühls nicht erwehren, als er durch das zerborstene Tor ging. Die Zerstörungen hier waren nicht alle ein Werk der Natur. Die Festung war nicht aufgegeben worden, sondern in irgendeinem der zahllosen Kriege, die dieses Land über Jahrhunderte hinweg verwüstet hatten, gefallen.

Von den Männern war keine Spur zu entdecken. Aber auch hier war der Boden zertrampelt. Abgeknickte Äste und frische Fußstapfen im lehmigen Boden sagten Ho, wo er die Männer finden würde.

Als er sich dem Hauptgebäude näherte, hörte er Stimmen. Sie waren deutlich zu vernehmen, und trotzdem konnte er die Worte nicht verstehen. Die Männer dort vorne sprachen chinesisch, aber mit einem fremden, irgendwie beunruhigenden Akzent, der ihre Worte fast wie eine fremde Sprache erscheinen ließ.

Ho blieb stehen. Irgend etwas warnte ihn. Er wußte plötzlich, daß das beunruhigende Gefühl, das von ihm Besitz ergriffen hatte, nicht von ungefähr kam.

Einen Moment lang kämpfte er mit sich selbst, aber seine angeborene Vorsicht siegte schließlich über die Neugier. Er warf einen letzten, halb ängstlichen Blick zu der dunklen Silhouette des Herrenhauses hinüber, drehte sich um und wollte zum Haupttor zurückgehen.

Ein Pfeil bohrte sich Zentimeter vor seinen Füßen in den Boden und blieb zitternd stecken.

Ho sprang mit einem krächzenden Aufschrei zurück und sah sich wild um.

Plötzlich waren überall Männer – zehn, fünfzehn, vielleicht zwanzig große, drohende Gestalten, die ihm den Ausweg nach allen Seiten hin versperrten.

Er fuhr herum, rannte ziellos nach rechts und hetzte schließlich auf das Herrenhaus zu. Aber auch dort war der Weg versperrt. Unter der geöffneten Tür erschien eine schwarze Gestalt. In ihrer Hand blitzte drohend ein Schwert.

Der alte Bauer blieb stehen und sah sich verzweifelt um. Er war in eine Falle gegangen. Eine Falle, aus der es kein Entkommen gab.

Die Männer begannen sich langsam auf ihn zuzubewegen. Ihre Schritte erzeugten ein seltsames, dumpfes Echo auf dem federnden Waldboden. Ho Weiangs Herz machte einen wilden Satz, als er erkannte, wen er vor sich hatte.

Die Angreifer waren keine Menschen!

Ho Weiang hatte die Gestalten zu Dutzenden gesehen – kleine, schmalschultrige Männer mit kupferbeschlagenen Helmen, Lederrüstungen und rasiermesserscharfen Zen-Schwertern.

Es war die tönerne Armee des Kaisers Ts’in Schih Huangti! Er selbst hatte im vergangenen Sommer mitgeholfen, die lebensgroßen Tonfiguren, die dem verstorbenen Kaiser vor fast viertausend Jahren ins Grab gefolgt waren, wieder ans Tageslicht zu bringen.

Aber das waren leblose Tonfiguren gewesen – keine tödlichen, von höllischem Leben beseelten Dämonen wie diese.

Die Männer bildeten einen langsam enger werdenden Halbkreis um Ho. Er wich Schritt für Schritt zurück, starr vor Schreck und unfähig, den Blick von den ausdruckslosen Tongesichtern der Höllenkrieger zu nehmen. Die Unheimlichen trieben ihn Meter für Meter auf das Herrenhaus zu.

Ho hatte plötzlich panische Angst, die Ruine zu betreten. Er wußte, daß ihn dort drinnen Irgend etwas Grauenhaftes erwarten würde. Etwas, das viel, viel schlimmer war als die Begegnung mit diesen Tonkriegern. Aber die Unheimlichen ließen ihm keine Chance.

Ihre Schwerter bildeten eine undurchdringliche Barriere vor ihm.

Und selbst wenn sie unbewaffnet gewesen wären, hätte er gegen diese Übermacht keine Aussichten gehabt.

Er stolperte die Stufen empor, prallte gegen die morsche Holzwand und tastete sich Schritt für Schritt zur Tür vor. Die Schwertspitzen der Krieger folgten jeder seiner Bewegungen.

Die Tür gab unter seiner Berührung nach. Er stolperte nach innen, blieb einen Herzschlag lang bewegungslos stehen und drehte sich dann zögernd um. Vor seinen Augen breitete sich eine grauenhafte Szene aus.

Die dünnen, meist aus Papier und Bambus bestehenden Innenwände waren schon vor langer Zeit zusammengefallen. Ein paar der mächtigen, polierten Holzsäulen, die das Dach trugen, waren wie Streichhölzer eingeknickt, und der Boden war an verschiedenen Stellen aufgerissen oder schlichtweg weggefault. Überall lag Unrat, jahrhundertealter Staub und Dreck. Von den Wänden hingen Spinnweben wie bizarre Vorhänge, und durch eine Anzahl unregelmäßiger Löcher in Dach und Wänden sickerte trübes Sonnenlicht und verwandelte den riesigen Raum in ein bizarres Muster aus grellem Licht und düsterem Schatten.

Aber das war es nicht, was Ho aufstöhnen ließ. An der gegenüberliegenden Wand des Raumes standen Dutzende der kleinen, erdbraunen Tonkrieger aufgereiht. Ihre polierten, blankgezogenen Waffen fingen das hereinströmende Sonnenlicht auf und schienen sie mit einer Aura aus Licht und Helligkeit zu umgeben.

Vor der schweigenden Doppelreihe der Krieger erhob sich ein mächtiger, von vier steinernen Löwen getragener Thron. Seiner Größe nach zu schätzen, mußte er für einen Giganten geschaffen sein.

Vor der überbreiten Lehne wirkte die Gestalt des Mannes klein und verloren.

»Willkommen in meinem Reich, Sterblicher«, sagte die Gestalt.

Ho schluckte, wich einen Schritt zurück und blieb mit einem erschreckten Aufschrei stehen, als sich eine unmenschlich starke Hand auf seine Schulter legte. Der Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Er versuchte, die Hand abzustreifen, aber seine Bemühungen schienen den Druck eher noch zu verstärken. Wimmernd brach er in die Knie.

Die Gestalt auf dem Thron lachte. Es klang mißtönend und schrill.

»So ist es richtig. Jeder, der vor mich tritt, hat auf die Knie zu fallen. Nieder mit dir, Hund!«

Der Alte gehorchte, als einer der Tonkrieger den Befehl mit einem Fußtritt unterstrich. Er wußte plötzlich, daß er sterben würde.

»Du hast es gewagt, in mein Reich einzudringen«, sagte die Gestalt auf dem Thron ruhig.

Ho hob zögernd den Kopf. Er hatte Angst vor weiteren Schlägen, aber

sein Peiniger schien diesmal nichts dagegen zu haben, daß er ihn ansah.

Die Gestalt war in dem trüben Dämmerlicht, das hier drinnen herrschte, nur undeutlich zu erkennen. Sie trug einen weiten, mit kostbaren Stickereien verzierten Mantel, wie ihn die Könige und Kaiser auf alten Miniaturen zu tragen pflegten. Ihr Gesicht verbarg sich hinter einer goldenen, sorgsam gearbeiteten Drachenmaske. Die Hände waren schwer von Ringen und goldenen Armreifen.

»Wer… wer bist du?« fragte Ho zögernd.

»Schweig!« brüllte die Gestalt. »Du sprichst nur, wenn du gefragt wirst!« Er fuhr halb aus dem Sitz auf, beugte sich drohend vor und starrte sein hilfloses Opfer an. Die Augen hinter den schmalen Schüben der Goldmaske funkelten.

»Aber ich will dir deine Frage gerne beantworten«, fuhr er nach einer Weile fort. »Mein Name tut nichts zur Sache. Ich bin ein Mensch wie du, und der Name eines Sterblichen zählt so viel wie die Wolke am Himmel. Aber meine Taten – an meine Taten werdet ihr euch erinnern! Komm!« Er sprang auf, stieg mit geschmeidigen Bewegungen von seinem Thron und machte eine befehlende Geste. Ho wurde von harten Fäusten gepackt und hochgerissen. Ein Stoß trieb ihn auf den Vermummten zu. »Folge mir!«

Die Gestalt verschwand im Hintergrund des Raumes. Ho stolperte, angetrieben von seinen beiden unheimlichen Bewachern, hinterher.

Sie verließen das Haus durch einen schmalen, halb von Trümmern und wucherndem Unkraut versperrten Ausgang. Der Vermummte ging zielstrebend auf ein fast vollkommen zusammengebrochenes Gebäude zu, das von zwei mächtigen Eichen flankiert wurde und auf den ersten Blick nicht von einem natürlich gewachsenen Hügel zu unterscheiden war.

Auf einen Befehl ihres Herrn hin öffneten zwei Krieger eine getarnte Tür. Rötlicher Fackelschein drang aus dem Innern des Gebäudes.

Ho wurde durch die Öffnung gestoßen. Der Schwung trug ihn vorwärts, ließ ihn stolpern und auf die Knie fallen. Er versuchte, stöhnend wieder hochzukommen, aber eine befehlende Geste des Vermummten ließ ihn erstarren.

Was er sah, schnürte ihm die Kehle zu. Vor ihm befand sich ein mächtiger, aus schwarzem Basalt gehauener Altar, der fast den gesamten Innenraum ausfüllte. Das Licht der Fackeln spiegelte sich in immer neuen Mustern auf seinen Flanken und schien den Stein mit geheimnisvollem Leben zu erfüllen.

Auf dem Altar hockte eine riesige, mißgestaltete Kreatur. Auf den ersten Blick ähnelte sie einer menschengroßen Kröte. Der flache, dreieckige Schädel mit den weit vorstehenden Hauern schien lauernd gesenkt, und die riesigen, kugelförmigen Augen schienen mit böser

Gier auf Ho hinunterzustarren. Das Wesen hatte sechs lange, muskulöse Arme, die in fürchterlichen Krallenhänden endeten. Die Haut war rissig und über und über mit Warzen und ekelhaften Geschwüren bedeckt. Gelber, glitzernder Schleim tropfte aus dem Maul der Kreatur.

Ho sah, daß es sich bei dem Monster um eine Steinskulptur handelte. Aber gleichzeitig spürte er auch, daß das Ungeheuer lebte, auf eine diabolische, unirdische Weise existierte. Er spürte, daß in diesem kalten Stein ein uralter, lauernder Geist war, ein unglaublich böses Etwas, das darauf wartete, geweckt zu werden.

»Der Taschilin!« Die Gestalt mit der Drachenmaske lachte meckernd. Ihre Stimme drang nur verzerrt hinter dem polierten Metall hervor. »Noch ist er gefangen, gebunden von einem uralten Fluch, der seine Seele in diesen leblosen Stein verbannt hat. Aber ich werde ihn befreien! Nicht mehr lange, und er wird in dieser Welt wieder die Stellung einnehmen, die ihm zukommt. Und ich werde sein Hohepriester sein!«

Er schnippte mit den Fingern. Ho nahm eine schnelle, huschende Bewegung hinter sich war und wollte aufspringen. Aber er kam nicht mehr dazu. Hände von ungeheurer Stärke packten seine Arme und zwangen ihn erneut auf die Knie.

Einer der Tonkrieger trat zurück und packte sein Schwert mit beiden Händen.

Ho Weiang wollte schreien, aber das Entsetzen schnürte ihm die Kehle zu. Aus ungläubig aufgerissenen Augen sah er, wie der Krieger die Waffe hoch über den Kopf schwang. Sein Oberkörper beugte sich leicht nach hinten, als sammle er alle Kraft für diesen einen entscheidenden Schlag.

Ho spürte nicht einmal mehr den Schmerz. Er sah noch, wie das Fackellicht eine glitzernde Spur auf der niedersausenden Klinge hinterließ, und für einen ungeheuer kurzen Augenblick bildete er sich sogar ein, das Geräusch von Stoff zu hören, der von Metall zerschnitten wurde.

Dann nichts mehr.

***

Von außen war das Gebäude kaum von den übrigen Häusern der Ortschaft zu unterscheiden gewesen. Es war ein zweigeschossiger, weiß und erdbraun gestrichener Bau mit Flachdach und schmalen, vergitterten Fenstern. Neben der Tür verkündete eine einfache Messingtafel, daß der Bau den Bezirkskommandanten, das Kreisgericht und das Untersuchungsgefängnis beherbergte. Mike hatte sich die chinesischen Schriftzeichen von seinem Führer übersetzen lassen.

Der Eindruck änderte sich schlagartig, als Mike das Gebäude betrat.

Er hatte plötzlich das Gefühl, in einem Gefängnis zu sein, wie sie in Europa schon Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geschlossen worden waren. Die Gänge und Korridore waren niedrig und dunkel. Die Wände waren meist unverputzt; grauer, feuchter Kalk, in dessen Ritzen Schwamm und Ungeziefer nistete. Die Zellentüren, an denen sie vorübergekommen waren, waren niedrig und schmal, massives Eisen mit winzigen Gucklöchern und einfachen Riegeln.

Uniformierte Soldaten patrouillierten unablässig durch das Haus, und vom dahinterliegenden Hof konnte man eine scharfe, abgehackte Stimme Befehle brüllen hören.

Mike starrte das goldgefaßte Mao-Bild, das den einzigen Wandschmuck des winzigen Zimmers bildete, an, ohne es wirklich zu sehen. Sein Führer – oder Aufpasser, ganz wie man es betrachtete – hatte ihn vor fast einer halben Stunde hier alleingelassen, um den Kommissar zu suchen. Ihre Ankunft war zwar avisiert worden, aber sie waren beinahe zwei Stunden zu spät dran. Der frisch gefallene Schnee hatte ihr Vorwärtskommen behindert, und Feng Wolan hatte sich auch nicht sonderlich beeilt, nach Sisien zu kommen.

Mike war ein wenig verstimmt darüber, daß man ihn nicht direkt zu Hemingford gelassen hatte. Schließlich war er buchstäblich um die halbe Welt gereist, um seinen Freund wiederzutreffen. Aber es war natürlich verständlich, daß der Kommissar, der den Fall bearbeitete, zuerst mit ihm reden wollte.

Mike dachte kurz an Damona. Anfangs war er enttäuscht gewesen, daß sie ihn nicht begleitet hatte. Aber Thomas' Zustand hatte sich in den letzten Tagen weiter verschlechtert, und sie hatte ihn nicht alleinlassen wollen. Wahrscheinlich war es auch besser so.

Das, was er bis jetzt vom Land der aufgehenden Sonne gesehen hatte, war nicht besonders aufregend. Im Gegenteil – wenn alles so weiterging wie bisher, würde dies so ziemlich die langweiligste Reise werden, die er je unternommen hatte. Neunzig Prozent seiner Zeit hatte er bisher mit Warten verbracht.

Die Tür wurde lautstark geöffnet. Feng Wolan trat ein, gefolgt von einem weiteren Mann.

Mike musterte den Neuankömmling neugierig. Für einen Chinesen war er ungewöhnlich groß. Er trug Zivil, aber der strenge Gesichtsausdruck und die selbstbewußte Art, in der er sich bewegte, sagten Mike, daß er einer schon etwas höhergestellten Persönlichkeit gegenüberstand.

»Mister Hunter – das ist Pao Xahn. Inspektor Pao Xahn. Er bearbeitet den Fall.«

Mike stand halb auf und erwiderte Xahns Händedruck. Der Ausdruck im Gesicht des Kommissars war alles andere als herzlich.

»Sie sind Mister Hunter«, stellte er überflüssigerweise fest. Er sprach

beinahe genausogut englisch wie Feng.
Mike nickte.
»Man hat mich von Ihrem Kommen unterrichtet«, sagte Xahn, während er Platz nahm. »Aber – um es gleich von vornherein zu sagen – ich glaube nicht, daß Sie viel für Ihren Freund zu tun in der Lage sind. Der Fall ist ziemlich eindeutig.«
»Ist er das?« fragte Mike. Er tauschte einen raschen Blick mit Feng, aber das Gesicht des Jüngeren blieb unbewegt.
Xahn nickte zögernd. »Leider. Sehen Sie, Mister Hunter, ich weiß, welche Mühen Sie auf sich genommen haben, um hierherzukommen, und es tut mir aufrichtig leid, Sie enttäuschen zu müssen. Aber wir haben Beweise, die Ihren Freund sehr stark belasten.«
Mike erwiderte Xahns Blick gelassen. Die Worte, die der Inspektor vorbrachte, hörten sich für seinen Geschmack ein wenig zu glatt an.
Wie ein einstudierter Text, den er sich Wort für Wort zurechtgelegt hatte.
»Wie sehen diese Beweise aus, wenn ich fragen darf?«
»Nun, da wäre zuerst einmal die Tatsache, daß Hemingford offen mit Tao-Chen verfeindet war.«
»Das ist noch kein Grund…«, fuhr Mike auf, aber Xahn unterbrach ihn sofort wieder.
»Das ist natürlich nicht alles, Mister Hunter. Ihr Freund hat ganz offen Morddrohungen gegen Tao-Chen ausgestoßen. Wenige Stunden, bevor der Mord geschah. Und da wäre dann noch die Mordwaffe. Sie wurde in einem Lagerschuppen direkt hinter seiner Unterkunft gefunden. Mit seinen Fingerabdrücken darauf.«
»Der Mord wurde mit einem Schwert verübt, nicht wahr?« fragte Mike. Xahn nickte.
»Hemingford ist gar nicht fähig, einen Menschen umzubringen«, sagte Mike überzeugt. »Erst recht nicht mit einer Waffe wie einem Schwert. Er weiß noch nicht einmal, wie man das macht. Wahrscheinlich würde er sich selbst den Fuß abschneiden, wenn er es versuchen würde.«
»Wie erklären Sie sich dann das Vorhandensein seiner Fingerabdrücke auf der Waffe?«
Mike winkte ab. »Ich bitte Sie. Charles hat wahrscheinlich jedes einzelne Stück in dem Lagerschuppen hundertmal angefaßt. Seine Fingerabdrücke auf der Waffe beweisen rein gar nichts. Außerdem«, fügte er nach einer winzigen Pause hinzu, »gibt es in unserem Land einen Grundsatz: Im Zweifelsfalle für den Angeklagten.«
Xahns Gesicht blieb ausdruckslos. Mike kam allmählich zu der Überzeugung, daß es nichts gab, das diesen Mann sichtlich aus der Fassung bringen konnte.
»Wir haben einen ähnlichen Leitspruch«, gab Xahn ruhig zurück.

»Außerdem, Mister Hunter – Ihr! Freund Hemingford ist zwar der Hauptverdächtige in dem Mordfall, aber wir unterstellen keineswegs, daß seine Schuld damit von vornherein bewiesen ist. Die Ermittlungen laufen weiter. Und Sie können mir glauben, daß wir alles in unserer Macht stehende tun, um weitere Klarheit über den Fall zu erlangen.«

»Das setze ich voraus«, sagte Mike. Er wußte selbst nicht, wieso er plötzlich so aggressiv war. Xahns Gegenwart machte ihn nervös. Er spürte, daß sich hinter diesem glatten, lächelnden Gesicht mehr verbarg als ein einfacher Kriminalkommissar.

»Kann ich ihn sehen?« fragte er.

Xahn stand auf. »Selbstverständlich. Ich lasse ihn sofort bringen.«

»Das ist nicht nötig. Ich würde lieber in seiner Zelle mit ihm reden – wenn das möglich ist.«

Der Kommissar nickte zögernd. »Sicher. Es ist zwar etwas unbequemer, aber… Sie möchten allein mit ihm reden.«

»Ja. Wenn man es mir gestattet.«

Ein flüchtiges Lächeln stahl sich auf Xahns Gesicht. Er wartete, bis Mike sich ebenfalls erhoben hatte, ehe er sich herumdrehte und mit schnellen, energischen Schritten den Korridor hinunterging.

Mike folgte ihm etwas langsamer.

***

Das Dorf lag etwa zwei Kilometer von Hsienyang entfernt. Eigentlich verdiente es diese Bezeichnung nicht. Es bestand aus einer Ansammlung ärmlicher, kleiner Hütten, in denen Menschen und Vieh wie vor Jahrhunderten gemeinsam in einem einzigen Raum lebten, hatte ein gutes Dutzend Einwohner und nicht einmal einen eigenen Namen. Im Osten von Wald begrenzt, wurde es an den übrigen Seiten von schmalen, steinigen Feldern eingesäumt, die kaum genug einbrachten um die Bewohner am Leben zu erhalten. Nach der Revolution hatte man versucht, die Menschen zum Wegziehen zu bewegen. Aber weder die größeren, geheizten Häuser noch die Aussicht auf eine geregelte Arbeit und einen bescheidenen Luxus hatten die seit Generationen hier ansässigen Bauern dazu bewegen können, ihre Heimat zu verlassen.

Eine dunkle, schwarzbraun gekleidete Gestalt trat aus dem Wald und blickte aus starren Augen Über das Dorf. Hellgrauer Rauch kräuselte sich aus den Kaminen der Häuser, und über dem unablässigen Winseln des Windes war das leise Plärren eines Transistorradios zu hören; der größte Luxus, den sich die Dorfbewohner leisten konnten. Irgendwo brüllte eine Kuh, und von Zeit zu Zeit, wenn der Wind stärker wurde, gackerten die frei lebenden Hühner ihren Protest hinaus. Aber von den Bewohnern des Dorfes war keine Spur zu sehen. Sie hatten sich vor der Kälte des hereingebrochenen Winters in ihre Hütten

zurückgezogen. Niemand bemerkte die einsame Gestalt.
Der Mann blieb einige Minuten reglos stehen und beobachtete das Dorf. Dann drehte er sich um und ging mit steifen Schritten in den Wald zurück. Die schmalen Kupferschuppen auf seiner Lederrüstung blitzten hell auf, als sich das Sonnenlicht in ihnen brach.

***

»Du gehst fort?«
Wu Fiang griff nach seiner Jacke, schlüpfte mit einer eiligen Bewegung hinein und drehte sich nickend um. Der Gedanke daran, eine ganze Nacht in der eisigen Kälte dort draußen verbringen zu müssen, ließ ihn jetzt schon frieren. Aber es mußte sein.
»Ja«, antwortete er knapp. »Ich werde wohl sehr spät wiederkommen. Ihr braucht nicht auf mich zu warten.« Er ging zu der Reismatte zurück, auf der die Reste des Abendessens standen, leerte seine Teeschale und steckte sich zwei der übriggebliebenen Reiskuchen in die Tasche.
»Für unterwegs«, erklärte er auf den fragenden Blick seines Vaters.
Seine Eltern sahen sich einen Moment lang an. Schließlich stahl sich ein flüchtiges Lächeln auf die Züge seiner Mutter.
»Gehst du zu einem Mädchen?« fragte sie geradeheraus.
Wu lächelte. Vielleicht war es besser, sie in dem Glauben zu lassen. Das, was er vorhatte, konnte durchaus gefährlich werden. Es hatte keinen Sinn, die beiden alten Leute unnötig zu ängstigen.
Sein Schweigen schien Antwort genug zu sein. Seine Mutter stand langsam auf, schlurfte zu der Truhe, in der die ganze Familie ihre Kleider aufbewahrte, hinüber und kam mit einem warmen, selbstgewebten Wollschal wieder.
»Nimm ihn mit«, bat sie. »Die Nacht wird kalt werden. Und sei vorsichtig.«
Wu griff dankbar nach dem Schal, schlang ihn zweimal um den Hals und ging dann ohne Abschied aus dem Haus. Die Kälte fiel wie ein grimmiges Tier mit Millionen feiner, spitzer Zähne über ihn her, aber das spürte er kaum. Er ging langsam den Weg hinunter, vergrub die Hände in den Jackentaschen und zog fröstelnd die Schultern hoch. Die meisten Hütten lagen schon im Dunkeln; schwere, massige Umrisse, die sich kaum gegen den gewellten Horizont abhoben. In wenigen Stunden würde das Dorf tief und fest schlafen.
Die richtigen Voraussetzungen für das, was er vorhatte.
Aber auch für die Leute, auf die er wartete.
Wu Fiang war plötzlich froh, daß er seinen Eltern den wahren Grund für sein nächtliches Fortbleiben verschwiegen hatte. Sein Vater hätte ihm niemals erlaubt, zu gehen.
Er ließ das Dorf hinter sich, ging ein Stück die Landstraße entlang

und schlug dann die Abkürzung durch den Wald ein. Er rannte ein Stück, um die Kälte aus seinen Gliedern zu vertreiben, fiel dann in einen gleichmäßigen, schnellen Trab und blieb schließlich stehen, als die Ausgrabungsstelle vor ihm auftauchte.

Das Gelände schien verlassen zu sein. Im bleichen Mondlicht wirkte die Anlage wie eine bizarre Mondlandschaft. Die Grabpyramide erhob sich groß und irgendwie drohend über den beiden Einfassungsmauern, und die niedrigen, regelmäßigen Wellblechhütten erschienen Wu plötzlich irgendwie deplaziert und störend; Gegenstände aus einer fremden Welt, die hier nichts zu suchen hatten.

Er ging in weitem Bogen um die Baustelle herum und stieg erst im Norden über den Zaun. Wenn die Männer aus der gleichen Richtung wie gestern kamen, sollten ihn seine Fußspuren nicht unbedingt verraten.

Die Anlage war so verlassen wie ein Friedhof. Ein kleines, langohriges, weißes Tier huschte mit schnellen Sprüngen davon, als er über den Zaun stieg, aber das war auch das einzige Anzeichen von Leben.

Wu Fiang erreichte die Pyramide, blieb einen Augenblick lang lauschend stehen und ging dann geduckt weiter. Nach wenigen Augenblicken lag die Grube vor ihm. In der schwachen Beleuchtung wirkte sie wie ein bodenloses Loch.

Seltsamerweise hatte er plötzlich Angst, ohne zu wissen wovor. Er schüttelte das Gefühl mit einer ärgerlichen Bewegung ab, sah sich aufmerksam um und huschte schließlich in den Schatten eines Lagerschuppens. Dann wartete er.

***

Sie hatten den ganzen Abend geredet. Die Sonne war mittlerweile untergegangen, und die Glühbirne, die an einem nackten Draht von der Decke baumelte, verbreitete trübes Licht. Seltsamerweise hatte Xahn sie in Ruhe gelassen. Nach dem ersten Eindruck, den Mike von dem Kommissar gehabt hatte, war er fast sicher gewesen, höchstens eine halbe Stunde mit Charles reden zu können.

»Nach allem, was du mir bisher erzählt hast«, sagte er leise, »sind die Beweise, die dieser Pao Xahn gegen dich hat, höchst dürftig.«

Hemingford nickte. Auf seinem Gesicht lag ein bitterer, resignierter Ausdruck. »Er hat überhaupt keine Beweise«, sagte er.

»Wenn du mich fragst, dann sucht er einen Sündenbock. Wahrscheinlich verlangen seine Vorgesetzten von ihm, daß er einen Täter liefert, und da hat er halt mich gewählt.«

»Nun, du bist der einzige, der ein Motiv hätte«, schränkte Mike ein. »Jedenfalls in seinen Augen.«

Hemingford lachte humorlos. »Tao-Chen war alles andere als beliebt,

Mike. Wahrscheinlich gibt es ein Dutzend Leute, die ihm liebend gerne die Kehle durchgeschnitten hätten.«

»Ihr hattet Streit?«

Hemingford nickte. »Natürlich. Jeder hatte mit Tao-Chen Streit. Der Mann war ein Fanatiker. Er sah schon rot, wenn er nur einen Ausländer sah. Irgendwie hatte ich manchmal den Eindruck, daß er verrückt oder so etwas war. Aber ich habe ihn nicht umgebracht. Ich könnte niemals einen Menschen töten.«

»Das weiß ich, Charles. Wenn ich das nicht genau wüßte, wäre ich nicht hierhergekommen. Aber so, wie die Sache aussieht, wird es verdammt schwer für mich werden, dir zu helfen. Ich werde praktisch auf Schritt und Tritt überwacht. Man scheint mir zu mißtrauen.«

»Xahns Leute?«

Mike schüttelte den Kopf.

»Nein. Ein gewisser Feng sowieso. Kennst du ihn?«

Hemingford runzelte die Stirn und zog an seiner Zigarette. Die hellrote Glut ließ die scharfen Linien auf seinem Gesicht noch deutlicher hervortreten.

»So ein kleiner, schmaler Kerl mit stechenden Augen?« fragte er.

Mike lächelte. »Die Beschreibung paßt wahrscheinlich auf jeden Dritten hier. Aber er spricht perfekt englisch, ist ein Ausbund an Freundlichkeit und ungefähr so vertrauenerweckend wie eine Kobra.«

»Ich glaube, ich weiß, wen du meinst. Er war ein paarmal draußen bei mir auf der Grabungsstelle. Ich weiß nicht genau, welche Rolle er spielt. Aber er gehört nicht zu Xahn. Nicht unmittelbar jedenfalls.« Er lehnte sich zurück, schloß die Augen und blies den Rauch durch die Nase aus. Der feuchtkalte Stein in seinem Rücken schien ihn nicht zu stören. »Was hast du vor?«

Mike überlegte. »So, wie ich die Sache sehe, gibt es nur eine Möglichkeit, dich hier herauszuholen. Ich muß den wirklichen Mörder finden.«

Hemingford starrte ihn ernst an. »Das versuchen Xahn und seine Leute schon seit einer Woche ohne Erfolg.«

»Vielleicht gehen sie die Sache falsch an«, vermutete Mike. »Vielleicht galt der Anschlag gar nicht Tao-Chen.«

»Wie meinst du das?«

»Vielleicht wollte man, daß du eingesperrt wirst. Dein Streit mit Tao-Chen war allgemein bekannt. Was läge näher, als dir einen Mord in die Schuhe zu schieben.«

Hemingford lächelte flüchtig. »Du hast eine ziemlich kriminelle Phantasie, weißt du das?«

»Deswegen hast du mich doch gerufen, oder?«

»Sicher. Aber… auf den Gedanken bin ich selbst schon gekommen. Aber es wäre vollkommen sinnlos. Tao-Chen hat mir an dem besagten

Abend nämlich den offiziellen Bescheid gebracht, daß die Arbeiten einzustellen sind. Ich wäre so oder so weggegangen.«

»Du vielleicht. Kann es sein, daß jemand verhindern wollte, daß die Arbeiten weitergehen?«

»Warum?« fragte Hemingford. »Wir tun nichts Verbotenes. Es gibt absolut niemanden, dem damit gedient wäre, wenn unsere Arbeit sabotiert würde.«

»Tao-Chen schien es zu stören.«

Hemingford winkte ab. »Tao-Chen war ein Irrer, ein Fanatiker. Er bildete sich ein, wir würden die Vergangenheit seines Landes schänden oder so was. Solche Typen gibt es überall. Aber er wird sich ja wohl nicht selbst umgebracht haben, oder?«

»Waren die Fundstücke wertvoll?« fragte Mike.

»Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ja. Materiell – nein. Alles, was wir bisher gefunden haben, sind alte Rüstungen, Waffen – und die Tonarmee. Jedes Museum würde sich darum reißen – aber der rein materielle Wert ist gleich null. Außerdem wäre es leichter, zu warten, bis wir alles ausgegraben haben, und es dann zu stehlen, wenn du darauf hinauswillst.«

»Diese Tonarmee«, sagte Mike nachdenklich. »Ich habe davon gehört, aber was ist es wirklich?«

»Die größte Sensation in der Geschichte der Archäologie seit der Entdeckung Trojas«, sagte Hemingford. Seine Augen begannen zu leuchten. »Wir waren dabei, uns einen Weg in die Grabpyramide zu suchen, als wir die erste Figur fanden. Du mußt dir das vorstellen, Mike: Es sind vollkommen naturgetreue Nachbildungen von Kriegern. Lebensgroß, mit allem, was dazugehört – Waffen, Rüstungen, Kleidern. Und es sind Tausende. Buchstäblich. Wir haben bisher schon fast neunhundert ausgegraben, und es sind noch mehr, viel mehr. Vielleicht zehntausend, vielleicht sogar noch mehr.« Seine Stimme bebte. Er schien vollkommen vergessen zu haben, wo er sich befand, und warum. »In der Pyramide dort draußen liegt der erste wirkliche Kaiser von China begraben. Tsin Schi Huangti. Er war der erste, der das ganze chinesische Reich einte. Er hat die erste richtige Verfassung erschaffen, und er war auch der erste Kaiser, der…«

Mike unterbrach Hemingfords Redefluß mit einer besänftigenden Geste. Er wollte den Freund ungern vor den Kopf stoßen, aber Zeit und Gelegenheit waren für einen Vortrag in altchinesischer Geschichte denkbar ungeeignet.

»Gibt es in der Grabpyramide etwas, das wertvoll wäre? So wertvoll, daß man einen Mord begehen könnte, um euch davon fernzuhalten?«

»Selbstverständlich. Die Gräber, die bisher gefunden wurden, waren bis zum Bersten mit Gold, Seide und Jade gefüllt. Huangtis Grab dürfte Millionenwerte enthalten. Aber wir haben es noch nicht

gefunden. Diese Pyramide ist wesentlich raffinierter angelegt als die in Ägypten. Es gibt keine Stollen und Geheimgänge. Das ganze Ding ist kompakt. Und wir haben keine Ahnung, wo die Grabkammer zu suchen ist. Vielleicht finden wir sie nie. Außerdem glaube ich, daß du dich verrennst. Die Mörder waren nicht hinter Schätzen her.«

»Trotzdem möchte ich mir die Grabungsstelle ansehen«, sagte Mike. »Irgendwo muß ich ja schließlich anfangen.«

»Man wird dich nicht lassen«, unkte Hemingford.

Mike lächelte. »Laß das meine Sorge sein.« Er sah auf die Uhr, seufzte und stand zögernd auf. »Ich muß jetzt gehen. Aber ich komme morgen wieder. Brauchst du Irgend etwas?«

Hemingford lächelte. »Ja. Einen Preßlufthammer. Oder besser eine Tarnkappe.« Er wurde plötzlich ernst. »Wirklich, Mike – kannst du mich hier herausholen?«

»Ich versuche es. Ich verspreche dir jedenfalls, alles zu tun, was in meiner Macht steht.« Er nickte Hemingford zum Abschied zu, drehte sich um und klopfte gegen die Tür. Der Riegel wurde fast augenblicklich zurückgeschoben, und die Tür schwang quietschend auf.

Mike runzelte überrascht die Stirn, als er Feng erkannte.

»Sie haben die ganze Zeit hier gewartet?« fragte er.

Feng nickte. »Selbstverständlich. Ich werde Sie jetzt zu Ihrem Hotel bringen.«

Mike wartete geduldig, bis Feng die Tür geschlossen und den Riegel wieder vorgeschoben hatte. Er sah sich dabei unauffällig um. Die Sicherheitsvorkehrungen schienen nicht sonderlich gründlich zu sein. Im allerschlimmsten Fall konnte er versuchen, Charles mit Gewalt herauszuholen.

Aber wahrscheinlich würde Feng auch diese Möglichkeit bereits einkalkuliert haben.

»Ihre Theorie«, sagte Feng, als sie das Gebäude verlassen hatten und zu dem wartenden Wagen hinübergingen, »ist nicht uninteressant. Aber ich frage mich, wie Sie sie beweisen wollen.«

»Sie haben gelauscht?«

»Selbstverständlich. Aber ich versichere Ihnen, daß niemand etwas erfahren wird.«

»Für wen arbeiten Sie eigentlich, Feng?« fragte er scharf. »Für Xahn?«

Feng lachte leise. »Für die Gerechtigkeit, Mister Hunter. Ich versuche nur, die Wahrheit herauszubekommen.«

»Und dafür sperren Sie einen Unschuldigen ein?«

»Vielleicht ist er dort, wo er jetzt ist, am sichersten«, sagte Feng geheimnisvoll. Er ging weiter, kletterte in den Wagen und öffnete die Beifahrertür. Der Motor sprang mit einem schrecklichen Krachen an.

Mike hatte den Eindruck, daß der Lärm die gesamte Stadt aufwecken

mußte.
Die Fahrt bis zum Hotel verlief schweigend. Hotel war vielleicht etwas übertrieben – es war eine kleine, verräucherte Taverne, die über zwei oder drei einfach eingerichtete Zimmer verfügte. Aber nach allem, was Mike bisher erlebt hatte, war er schon froh, nicht auf dem nackten Boden schlafen zu müssen.
Feng legte den Zündschlüssel in eine Holzschale, zog seine Jacke aus und warf sich seufzend auf eines der beiden Betten.
»Sie sollten schlafen«, riet er. »Es ist spät, und Sie haben einen anstrengenden Tag hinter sich.«
Mike schälte sich zögernd aus seiner Jacke. Seine Hoffnungen, ein eigenes Zimmer zu bekommen, sanken auf den Nullpunkt.
»Ich möchte mir gerne die Ausgrabungsstelle ansehen«, sagte er.
Feng drehte sich auf die Seite und schloß die Augen. »Das wird leider nicht möglich sein. Das Gelände ist gesperrt. Inspektor Xahn läßt niemanden dorthin, bis der Fall nicht eindeutig geklärt ist.« Er drehte sich noch einmal um, setzte sich halb auf und sah Mike mit einem undeutbaren Blick an. »Ich hoffe, Sie können Ihrem Freund helfen, Mister Hunter«, sagte er ernst.
Mike antwortete nicht. Er löschte das Licht, kroch fröstelnd unter die viel zu dünne Decke und wartete darauf, daß Feng einschlief.

***

Mit der Dunkelheit der Nacht brach auch der Tod in das kleine, namenlose Dorf ein. Die Sonne war hinter dem Horizont verschwunden, und der Wald hob sich als dunkle, unregelmäßig gewellte Linie vor dem samtblauen Nachthimmel ab. Es war seltsam still – das leise Huschen und Wispern, die einzeln kaum wahrnehmbaren Geräusche winziger Nachtjäger, Vögel und Insekten, waren verstummt, als hielte die Natur den Atem an.
Vor dem nachtschwarzen Hintergrund der Bäume zeichneten sich die Gestalten kaum ab. Selbst, wenn in diesem Augenblick einer der Dorfbewohner aus dem Haus getreten wäre, hätte er die zwei Dutzend Männer wahrscheinlich nicht bemerkt. Sie bildeten eine weit auseinandergezogene Kette, die das Dorf langsam einzuschließen begann. Ihre Schritte waren auf dem dämpfenden Polster der frischen Schneedecke kaum hörbar. Von Zeit zu Zeit knirschten ihre Lederrüstungen, oder ihre Waffen schlugen mit leisem Klimpern aneinander. Aber der unablässig fauchende Wind riß die Geräusche mit sich.
In einer der Hütten begann ein Hund zu bellen; leise, ausdauernd und ängstlich. Das Tier schien die Gefahr zu spüren, die sich über dem Dorf zusammenbraute. Aber die Warnung wurde mißachtet, und der lautlose Tod marschierte weiter. Nach wenigen Minuten war der

Aufmarsch beendet. Jedes der fünf Gebäude, aus denen das Dorf bestand, war von drei oder vier der schattenhaften Gestalten umstellt.

Ein Mann trat aus dem Wald, flankiert von vier schwarzgesichtigen Tonkriegern. Das bleiche Licht des Mondes brach sich auf der goldenen Drachenmaske, die sein Gesicht verbarg, schimmerte auf den Ringen und Armreifen an seinen Händen und riß einen blitzenden Lichtsplitter aus der Schwärze, als es auf die Klinge seines Zeremonienschwertes fiel.

»Jetzt«, sagte der Unheimliche leise.

Obwohl seine Stimme nur wenige Schritte weit drang, schienen die Krieger die Worte verstanden zu haben. Vierundzwanzig Schwerter glitten mit metallischem Schleifen aus den Scheiden.

Die Soldaten setzten sich in Bewegung. Die trügerische Stille wurde plötzlich von dumpfem Poltern und Bersten zerrissen, als die Türen der primitiven Hütten unter den wuchtigen Hieben der Angreifer zersplitterten.

Und dann brach plötzlich ein unbeschreibliches Chaos los. Die Menschen im Dorf wurden vom Angriff vollkommen überrascht, aber sie versuchten trotzdem, sich zu wehren. Hunde bellten. Menschen schrien vor Angst oder Schmerz; irgendwo flackerte ein Feuer auf und griff mit unheimlicher Geschwindigkeit um sich. Aus den Gebäuden drang dumpfer Kampflärm heraus. Schwerter krachten auf Holz, Metall oder Fleisch. Der Kampf war kurz, hart und gnadenlos. Die Unheimlichen schienen es darauf abgesehen zu haben, ihre Opfer lebend zu überwältigen. Sie rissen die Menschen mit bloßen Händen von ihren Lagern oder hieben mit den Breitseiten ihrer Waffen zu.

Aber der Angriff verlief nicht überall reibungslos. Die Krieger behinderten sich in der Enge der Hütten gegenseitig, und ihr Bemühen, niemanden zu töten oder ernsthaft zu verletzen, verschaffte den Angegriffenen einen entscheidenden Vorteil.

Aus vier der fünf Hütten wurden die Bewohner nach wenigen Augenblicken herausgeschleift, aber in der fünften hielt sich hartnäckiger Widerstand. Glas und Tongefäße gingen krachend zu Bruch. Ein gellender, schmerzerfüllter Schrei schnitt plötzlich durch die Luft, schwang sich in fast unmenschliche Höhen hinauf und brach dann mit abrupter Plötzlichkeit ab.

Der Mann mit der Goldmaske stieß ein ärgerliches Knurren aus und ging auf die Hütte zu. Die Tür wurde krachend aus den Angeln gerissen, als er das Gebäude erreicht hatte. Einer der schwarzen Tonkrieger taumelte rückwärts auf ihn zu, stolperte und fiel schwer zu Boden. Sein Kopf und die rechte Schulter fehlten.

Der Vermummte lachte leise, während er sein Schwert aus der Scheide zog. Es klang häßlich und böse. Er scheuchte zwei Krieger, die sich an ihm vorbei zur Tür drängen wollten, mit einer herrischen

Geste beiseite und betrat dann ruhig die Hütte.

Der Innenraum bot ein Bild der Verwüstung. Die ärmliche Einrichtung war vollkommen zertrümmert. Neben dem Kamin lagen zwei reglose Gestalten. Der Boden in ihrer unmittelbaren Umgebung war rot und feucht von Blut. Zwei, drei Tonkrieger lagen in einem unentwirrbaren Haufen vor der Tür, und ein vierter fiel in diesem Augenblick unter einem wütenden Schwerthieb, der seinen Körper beinahe der Länge nach spaltete. Seine Waffe polterte lautstark zu Boden.

Der junge Mann, der dieses Chaos angerichtet hatte, stand schweratmend gegen die Rückwand gelehnt. Ein unterarmlanger Schnitt lief quer über seine nackte Brust. Seine Arme waren so mit Blut besudelt, daß es so aussah, als trüge er lange, feuerrote Handschuhe. Er keuchte. Schweiß perlte auf seinem Oberkörper, und die schwere Waffe in seiner Hand zitterte merklich. Aber der Kampfeswille in seinen Augen war ungebrochen.

»Du kämpfst verdammt gut«, sagte der Vermummte.

Der Mann antwortete nicht. Er spannte sich, spreizte die Beine und erwartete den neuen Gegner mit hoch erhobener Waffe.

»Mörder«, zischte er. Seine Stimme vibrierte vor Schmerz und Wut. »Du… du hast sie umgebracht.«

Der Mann mit der Drachenmaske lachte leise. Seine Schwertspitze deutete auf die beiden reglosen Gestalten. »Deine Eltern?«

Die Antwort bestand in einem wütenden Aufschrei, dem ein ungeheuer schneller Angriff folgte. Die Bewegungen des Mannes waren so rasch, daß man ihnen mit dem bloßen Auge kaum mehr folgen konnte.

Aber der Maskierte war genauso schnell. Seine Waffe kam in einem schimmernden Bogen hoch, prallte gegen die niedersausende Klinge des Angreifers und schmetterte sie zur Seite. Was danach kam, glich einem Alptraum aus Bewegung, schneidendem Stahl und Schreien. Die beiden Männer schienen zu verschwommenen Schemen zu werden. Ihre Waffen beschrieben Kreise, Achten und kompliziertere, rituelle Figuren, prallten funkensprühend aufeinander und schnitten singend durch Stoff und Fleisch. Nach wenigen Augenblicken blutete jeder der beiden Gegner aus Dutzenden von kleineren Wunden. Die Schwertklingen schimmerten nicht mehr silbern, sondern rot.

Es war ein Kampf, wie ihn sich nur zwei wirkliche Meister des Kendo liefern konnten. Keiner von beiden errang einen wirklichen Vorteil, so, wie auch keiner von ihnen einen Fehler beging. Die Angriffe, Rückzüge und Konterschläge kamen viel zu schnell, um noch als Einzelaktionen erkannt zu werden. Der Kampf ähnelte mehr einem schnellen, elegant einstudierten Tanz, in dem die Bewegungen der Partner perfekt aufeinander abgestimmt waren.

Das Ende kam schnell.

Der Maskierte versuchte einen Ausfall, führte seine Waffe in einer verschlungenen Bewegung um die Klinge des Gegners herum und trat dem anderen in die Kniekehlen, als dieser den Hieb parierte.

Der junge Mann schrie auf, taumelte vorwärts und fiel auf ein Knie nieder. Seine Aufmerksamkeit war für einen Sekundenbruchteil abgelenkt.

Die Klinge des Maskierten bohrte sich in seinen Rücken.

Für zwei, drei Sekunden schien der Junge zu vollkommener Bewegungslosigkeit zu erstarren. In seinen weit aufgerissenen Augen stand ein ungläubiger, entsetzter Ausdruck, während er auf die blutverschmierte Schwertspitze starrte, die aus seiner Brust ragte.

Dann sank er langsam vornüber und blieb reglos liegen.

Der Mann mit der Drachenmaske starrte sein Opfer einen Augenblick lang reglos an. Seine Brust bewegte sich in schnellen, hektischen Stößen. Er keuchte. Der kurze Kampf schien ihn total erschöpft zu haben. Dann zog er die Waffe mit einem Ruck aus dem Körper des Toten, wischte die Klinge an seinem Umhang ab und schob sie achtlos in die Scheide zurück.

Eine knappe, befehlende Geste ließ seine stummen Diener herbeieilen.

»Vergrabt ihn«, sagte er leise. Er wartete, bis zwei Krieger den leblosen Körper davongetragen hatten, und ging dann zu der Gruppe der Gefangenen zurück. Die Tonmonster hatten die hilflosen und verängstigten Dorfbewohner am Waldrand zusammengetrieben und bildeten eine stumme Phalanx des Schreckens.

Ein leises, unterdrücktes Schluchzen drang aus den Reihen der Gefangenen. Zwei Frauen preßten Kinder an sich, die dem Vermummten mit angstvoll aufgerissenen Augen entgegensahen.

»Hat außer einem keiner von euch den Mut, sich zu wehren?« fragte der Maskierte, nachdem er die verängstigten Dorfbewohner eine Zeitlang angesehen hatte. Seine Stimme troff geradezu vor Verachtung.

Ein alter, in zerschlissene Lumpen gekleideter Mann trat einen halben Schritt vor.

»Herr… was … was wollt Ihr von uns?« fragte er angstvoll. »Wir sind arme Menschen. Wir … wir haben nichts, was wir Euch geben könnten, und …«

»Schweig!« brüllte der Maskenträger.

»Ich bin nicht gekommen, um euch zu berauben. Ich sehe selbst, daß ihr nichts habt.«

In den Augen des Alten flackerte Angst. »Was wollt Ihr dann von uns, Herr?« fragte er mit bebender Stimme. »Wir sind arme Leute, wie Ihr seht. Nur ein paar alte Männer und Kinder, wir…«

»Ich brauche euch«, unterbrach ihn der Unheimliche ruhig. »Ihr werdet mir helfen.«

»Aber wobei könnten ein paar einfache Bauern wie wir Euch helfen, Herr?«

Der Mann lachte. Das Geräusch jagte dem Alten einen kalten Schauer über den Rücken.

»Das wirst du früh genug merken, Alter. Ihr werdet dazu beitragen, den wahren Herrn dieses Volkes wieder auf seinen Thron zu erheben. Ihr werdet es sein, die dem Taschilin wieder zu Macht und Gewalt verhelfen.«

Ein angstvolles Raunen ging durch die Reihen der Dorfbewohner, als sie den Namen des schrecklichen Dämons hörten. Taschilin…

… der Seelenfresser!

Der Alte schluckte. Seine Stimme vibrierte vor Angst. »Herr… wir…«

»Schweig!« brüllte der Maskierte. »Du gehst mir mit deinem Geflenne auf die Nerven!«

Aber die Angst schien den Alten so sehr gepackt zu haben, daß er sich der Gefahr, in der er sich befand, schon gar nicht mehr bewußt war. Er fiel auf die Knie, stieß ein hohes, angstvolles Wimmern aus und griff nach dem Rockzipfel des Vermummten.

»Bitte, Herr«, flehte er. »Nicht der Taschilin. Übergebt uns nicht dem Taschilin. Wir… wir geben Euch alles, was wir haben, aber…«

Der Maskierte stieß den Alten wütend von sich. Seine Hand huschte zum Schwertgriff.

Der geschliffene Stahl glitt sirrend aus der Scheide. Aber das Geräusch verhallte ungehört.

So ungehört wie der Todesschrei des alten Mannes.

***

Es war beinahe zu leicht gewesen. Mike war eine Stunde lang liegengeblieben, bis er vollkommen sicher war, daß Feng auch tatsächlich eingeschlafen war. Dann war er leise aufgestanden, hatte die Wagenschlüssel vom Tisch genommen und war hinausgeschlichen.

Feng hatte den Jeep in einer dunklen Seitenstraße geparkt. Aber selbst wenn er direkt vor der Tür gestanden hätte, hätte wahrscheinlich niemand etwas von Mikes heimlichem Ausflug bemerkt. Die Stadt schien wie ausgestorben. Die Gebäude lagen im Dunkeln, und technische Errungenschaften wie Straßenlaternen schienen noch nicht in diesen Winkel der Volksrepublik China vorgedrungen zu sein.

Mike konnte dies nur recht sein. Nach dem frostigen Empfang, den man ihm hier bereitet hatte, würde Xahn nicht gerade überglücklich sein, wenn er von seiner eigenmächtigen Exkursion erfuhr.

Es war sogar möglich, daß er die Gelegenheit ausnützte, den lästigen

Besucher abzuschieben. Aber dieses Risiko mußte Mike eben eingehen. Er war nicht hierhergekommen, um die Hände in den Schoß zu legen und tatenlos zuzusehen, wie Hemingford mit seinem Schicksal fertig wurde. Er mußte Irgend etwas tun – und da konnte er auf der Ausgrabungsstelle ebensogut beginnen wie anderswo.

Er hatte kaum Schwierigkeiten, das Feld zu finden. Charles hatte ihm den Weg beschrieben, und es gab nur eine einzige Straße, die in westlicher Richtung aus Sisien hinausführte, so daß er Hsienyang praktisch nicht verfehlen konnte.

Die Grabpyramide lag etwa zwei Kilometer vor dem Ort. Mike sah den hohen, spitz geformten Hügel schon von weitem. Seine schneebedeckte Kuppe schien wie ein mahnend ausgestreckter Finger auf den Vollmond zu deuten. Er schaltete den Motor aus, ließ den Jeep ausrollen und stieg dann aus. Er war plötzlich nervös, eine Nervosität, die an Angst grenzte, ohne daß er einen Grund dafür wußte.

Zwei, drei Minuten lang stand er reglos neben dem Wagen und starrte unschlüssig Über das Feld. Die Grabanlage wirkte unheimlich, fast bedrohlich und die geometrisch angeordneten Gräben und Löcher, die Hemingfords Leute in den Boden gegraben hatten, gaben dem Ganzen einen irgendwie unwirklichen Anstrich.

Er begann die beißende Kälte zu spüren. Seine Hände und Füße kribbelten. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, als er langsam auf den niedrigen Maschendrahtzaun zuging, der das gesamte Gelände umschloß. Es bereitete Mike keine Schwierigkeiten, das Hindernis zu übersteigen. Der Zaun war kaum anderthalb Meter hoch und schien nur symbolische Bedeutung zu haben.

Hinter dem Zaun erhob sich eine lange, regelmäßig geformte Erhöhung. Das mußte die äußere Einfriedungsmauer sein, von der ihm Charles erzählt hatte – ein gemauertes Rechteck von insgesamt mehr als sechs Kilometern Länge. Mike versuchte, sich die Anlage so vorzustellen, wie sie früher ausgesehen hatte. Es gelang ihm nicht. Die Dimensionen waren einfach zu gewaltig. Hunderttausende von Menschen mußten jahrzehntelang gearbeitet haben, um dieses gewaltige Monument zu erschaffen – ein ungeheures Bauwerk, das nur dem einen Zweck diente, einem verstorbenen Kaiser als letzte Ruhestätte zu dienen.

Mike spürte die seltsame, beklemmende Atmosphäre, als er tiefer in das Gelände eindrang. Die Anlage hatte etwas von Friedhof an sich, jenes eigenartige, gleichzeitig faszinierende wie angst machende Gefühl, das fast jeden beim Betreten einer Gruft oder eines Friedhofes überfällt. In Umgebungen wie dieser wurden Geistergeschichten geboren.

Mike lächelte verkrampft, um sich selbst Mut zu machen, aber das

nützte nicht viel. Die Grabpyramide ragte groß und irgendwie drohend über ihm auf. Ihr Schatten erschien ihm wie ein finsteres, bodenloses Loch, aus dem ein eisiger Hauch zu ihm hinüberwehte, und seine Umgebung schien sich plötzlich mit huschendem, lautlosem Leben zu füllen.

Mike versuchte, das Gefühl abzuschütteln, aber es ging nicht. Er bildete sich plötzlich ein, beobachtet zu werden. Die Schatten schienen sich mit Millionen unsichtbarer Augen gefüllt zu haben, und hinter den buckligen Erdhügeln schien Irgend etwas Böses, Mächtiges zu lauern.

Mike spannte sich unwillkürlich. Er wußte, daß er sich das alles nicht nur einbildete. Friedhöfe oder verlassene Gräberfelder wie dieses waren oftmals Brutstätten des Bösen. Seit ihm bei seinem unfreiwilligen Besuch in der Schwarzen Festung der Moordrohr der Schwarze Keim eingepflanzt worden war, konnte er manchmal Dämonen oder andere, schlimmere Wesen aus dem Geisterreich spüren.

Er sah sich aufmerksam um. Der Schnee lag wie eine riesige, weiße Decke über dem Gelände. Es gab keine Fußspuren; nichts, das auf die Anwesenheit eines Fremden hingedeutet hätte. Aber das hieß nicht automatisch, daß er allein war. Es gab Wesen, die nicht darauf angewiesen waren, zu gehen.

Ein leises, hölzernes Rascheln ließ ihn herumfahren. Sein Herz begann zu hämmern.

Das Geräusch wiederholte sich. Es klang, als schütte man Kieselsteine auf Holz. Diesmal konnte er die Richtung genau lokalisieren.

Er tastete nach der Luger in seinem Schulterhalfter, zog sie hervor und ließ den Sicherungshebel herumschnappen. Das Geräusch schien die Stille wie ein Peitschenknall zu zerreißen.

Mike schlich gebückt auf die Grube zu, aus der er das Geräusch gehört hatte. Dicht vor ihrem Rand ließ er sich auf alle viere nieder und robbte die letzten paar Meter weiter. Eisiger Schneematsch drang durch den dünnen Stoff seiner Hose und ließ ihn erschauern.

Es dauerte ein paar Augenblicke, bis sich seine Augen an das schattenerfüllte Halbdunkel am Grunde der Grube gewöhnt hatten.

Das Geräusch wiederholte sich in dieser Zeit noch mehrmals. Es wurde lauter. Gleichzeitig schien der Boden sanft zu vibrieren. Mike hatte plötzlich den Eindruck, als arbeite sich etwas Riesenhaftes durch die Erde auf ihn zu.

Der Boden tief unter ihm kam in Bewegung. Eine flache Senke bildete sich, schließlich ein rundes, trichterförmiges Loch, in dem immer mehr und mehr Erde versank. Dann erschien ein schwarzer, klobiger Umriß in dem Loch.

Mikes Herz machte einen schmerzhaften Sprung, als er die Gestalt

sah. Der Mann war klein und schlank; die Statur eines Kindes, aber mit den Proportionen eines Erwachsenen. Er trug eine schwere, mit dreieckigen Kupferpailletten beschlagene Lederrüstung und einen flachen Helm mit buckeligem Augenschutz. Seine Beine steckten in flachen Sandalen, die bis an die Knie hinauf geschnürt waren.

Aber das, was Mike dort unten sah, war kein menschliches Wesen!

Seine Haut schimmerte schwarz und metallisch, und die kleinen geschlitzten Augen blickten starr zu Boden.

Der Mann dort unten bestand aus Ton! durchzuckte es Mike. Es war eine der fast lebensgroßen Tonfiguren, von denen Hemingford ihm erzählt hatte! Einer von fast zehntausend Tonkriegern, die zu diabolischem Leben erwacht waren!

Wie um Mikes Befürchtungen zu bestätigen, erschien der Oberkörper eines zweiten Kriegers in dem Loch. Er arbeitete sich mühsam hoch und trat beiseite, um einer weiteren der höllischen Kreaturen Platz zu machen.

Mike zählte fünfundzwanzig Krieger, als der Strom endlich versiegte. Fünfundzwanzig schweigende, schattenhafte Gestalten, die sich auf dem Boden der Grube drängten und auf Irgend etwas zu warten schienen.

Sein Herz klopfte wild. Er versuchte, rückwärts davonzukriechen und erstarrte sofort, als der Schnee unter seinem Gewicht knirschte.

Er wußte, daß er verloren war, wenn er auch nur das leiseste Geräusch verursachte. Die Männer (Männer?) dort unten waren bis an die Zähne bewaffnet. Selbst mit einer automatischen Pistole würde er gegen eine derartige Übermacht keine Chancen haben. Und er bezweifelte auch, daß diesen Kreaturen mit normalen Waffen überhaupt beizukommen war.

Seine Hände verkrampften sich um das eiskalte Metall der Luger.

Für einen Moment mußte er mit aller Kraft gegen den Wunsch ankämpfen, einfach aufzuspringen und davonzurennen. Das starre, eingefrorene Lächeln auf den Tongesichtern der Krieger dort unten flößte ihm unglaubliches Grauen ein. Er preßte sich in den Schnee, atmete so flach wie möglich und wartete darauf, daß etwas geschah.

Nach einer Weile kam in die stumm dastehenden Krieger Bewegung. Sie begannen, den entgegengesetzten Rand der Grube emporzuklettern. Ihre Bewegungen wirkten dabei seltsam eckig, aber sie waren trotzdem schnell. Nach wenigen Minuten war der gesamte Trupp am Grabenrand versammelt.

Mike preßte sich noch enger gegen den Boden und wünschte sich plötzlich ganz, ganz weit fort. Seine Muskeln waren bis zum Zerreißen gespannt. Sein Zeigefinger drückte den Abzug der Luger durch und verharrte Millimeter über dem Druckpunkt. Wenn sich auch nur ein einziger der Tonkrieger herumdrehte, war er verloren. In seiner

schwarzen Hose und dem dunklen Parka war er einfach nicht zu übersehen. Er lag hier praktisch auf dem Präsentierteller.

Aber er hatte Glück. Keine der Gestalten drehte sich herum. Ihr Blick war starr nach Süden gerichtet, wo sich die dunkle, gewellte Linie des Waldes gegen den samtblauen Nachthimmel erhob. Mike hatte plötzlich den Eindruck, daß die Gestalten einer unhörbaren Stimme lauschten.

Dann, zögernd und einer nach dem anderen, gingen sie in südlicher Richtung los.

Es dauerte Ewigkeiten, bis der letzte Krieger verschwunden war.

Ewigkeiten, in denen Mike mit angehaltenem Atem und verkrampften Muskeln dalag und zu allen ihm bekannten Göttern betete, daß sich keiner herumdrehte und ihn entdeckte.

Schließlich war der letzte Höllenkrieger in der Nacht verschwunden. Mike stand langsam auf. Seine Hände zitterten vor Kälte, und seine Knie fühlten sich an, als bestünden sie aus Pudding. Er machte einen zögernden Schritt, biß die Zähne zusammen und steckte die Waffe weg.

Das, was er soeben erlebt hatte, kam ihm wie ein böser Alptraum vor.

Aber er wußte, daß es nur zu wahr war. Er hatte nicht geträumt – der zerwühlte Boden unter ihm bewies deutlich, daß die bizarre Szene Wirklichkeit gewesen war.

Und er wußte jetzt auch, daß…

Der Angriff erfolgte vollkommen warnungslos. Mike hörte ein stampfendes Geräusch hinter sich und wollte herumfahren, aber es war zu spät. Ein Arm legte sich von hinten um seine Kehle und bog seinen Kopf zurück; gleichzeitig traf ihn ein Tritt in die Kniekehle und ließ ihn vornüberfallen.

Mike reagierte automatisch. Er gab dem Druck um seinen Hals für Sekundenbruchteile nach, ließ sich auf die Knie fallen und warf sich dann mit aller Kraft nach vorne. Der Ruck schien ihm den Kopf von den Schultern reißen zu wollen, aber er hatte Erfolg. Der Angreifer wurde über ihn hinweggeschleudert, überschlug sich in der Luft und landete im Schnee.

Mike setzte sofort nach. Aber er hatte den anderen unterschätzt.

Der Mann federte ansatzlos hoch und konterte mit einer blitzschnellen Schlagkombination, die einen weniger routinierten Fighter als Mike sicher ins Land der Träume geschickt hätte.

Mike taumelte zurück und musterte seinen Gegner. Es war ein Chinese. Er trug die übliche, einheitliche Kluft der Landbevölkerung. Er war gut zwanzig Zentimeter kleiner als Mike und wesentlich schmaler, aber seine Bewegungen zeugten von meisterhafter Körperbeherrschung und in seinen Augen stand ein hartes,

entschlossenes Glitzern.
Mike wußte plötzlich, daß er einem Meister im waffenlosen Kampf gegenüberstand.
Der Chinese griff an. Mike blockte zwei, drei blitzschnell geführte Fauststöße ab, konterte und nahm einen Tritt gegen die Kniescheibe hin, der ihn zurücktaumeln und aufstöhnen ließ. Aber der andere gab ihm keine Erholungspause. Mike wehrte sich verzweifelt, aber er wurde trotzdem Schritt für Schritt zurückgedrängt.
Ein blitzschneller Tritt durchbrach seine Deckung. Er schnappte nach Luft, wehrte im letzten Moment einen weiteren Fußtritt ab und taumelte zurück. Sein Fuß stieß plötzlich ins Leere. Er hatte den Rand der Grube erreicht! Noch ein halber Schritt, und der Angreifer brauchte sich keine Mühe mehr zu geben.
Er kämpfte mit wild rudernden Armen um seine Balance, warf sich nach vorne und fand im letzten Augenblick sein Gleichgewicht wieder. Seltsamerweise nutzte der Chinese die Gelegenheit nicht aus. Es wäre in diesem Augenblick eine Kleinigkeit für ihn gewesen, Mike in die Grube hinunterzustoßen. Aber er tat es nicht.
Hunter richtete sich stöhnend auf.
»Was… was wollen Sie?« fragte er mühsam. Seine Stimme schwankte, aber wahrscheinlich hätte der andere ihn sowieso nicht verstanden.
Er begann Mike zu umkreisen. Auf seinem Gesicht lag ein angespannter, lauernder Ausdruck. Seine Arme pendelten scheinbar lose vor dem Körper.
Mike bewegte sich ein paar Schritte von der klaffenden Grube weg und erwartete den nächsten Angriff. Eine halbe Sekunde lang kämpfte er mit dem Gedanken, seine Waffe zu ziehen. Aber das wäre aussichtslos. Der andere würde ihm niemals die Zeit dazu lassen.
Er sprang vor, täuschte mit den Fäusten an und hackte dann mit dem Fuß nach dem Kopf des anderen. Er wußte nicht, ob er getroffen hatte. Irgend etwas geschah mit seinem Standbein – er spürte einen harten, nicht einmal schmerzhaften Stoß, taumelte und fiel schwer auf den Rücken. Im gleichen Augenblick warf sich der Chinese auf ihn. Mike versuchte, die Knie hochzureißen, aber seine Abwehr kam viel zu spät. Der Aufprall trieb ihm die Luft aus den Lungen. Feurige Kreise tanzten vor seinen Augen. Er hörte, wie der andere etwas schrie, aber die Worte gingen in dem pochenden Rauschen seines eigenen Blutes unter, das in seinen Ohren dröhnte.
Hände legten sich um seinen Hals und drückten zu.
Mike tastete blind nach dem Gesicht des Chinesen, aber seine Bewegungen wurden mit jeder Sekunde schwächer. Der Griff um seinen Hals preßte ihm das Leben aus dem Körper.
Noch drei, vier Sekunden, dachte er mit erstaunlicher Klarheit.

Allerhöchstens.

Er sammelte noch einmal alle Kraft und bäumte sich auf, aber genausogut hätte er versuchen können, einen tonnenschweren Felsblock hochzustemmen. Der Mann hockte auf ihm und preßte ihn in den Boden.

Und dann ließ der Druck plötzlich nach.

Mike schnappte keuchend nach Luft. Sein Kopf dröhnte wie eine gigantische Glocke, und in seinem Mund war ein widerlicher Geschmack nach Blut und Salz und noch etwas.

»Verdammt noch mal, was… was soll das eigentlich?« keuchte er mühsam.

Der Druck ließ weiter nach, aber die Hände lagen immer noch an seiner Kehle.

»Antworten«, sagte der Chinese. »Antworten auf Fragen. Ich frage – du antworten.« Sein Englisch klang so grausig, daß Mike unter anderen Umständen vielleicht darüber gelacht hätte. Aber im Moment war ihm überhaupt nicht nach Lachen zumute.

Er hustete, rang mühsam nach Luft und blinzelte ein paarmal, um das Gesicht des Chinesen durch den Tränenschleier vor seinen Augen besser erkennen zu können.

»Ich habe… keine Ahnung, was Sie wollen«, stöhnte er. »Ich …«

Die Hände schlossen sich wieder. Mike stöhnte. »Hör auf.«

»Antworten!« drängte der Chinese.

»Wer hat Tao-Chen getötet?«

Mike fuhr trotz des schmerzhaften Griffes ein Stück auf und starrte den Chinesen aus aufgerissenen Augen an. »Wer hat… was?« fragte er.

Zwischen den Brauen des anderen entstand eine steile Falte.

»Antworten!« zischte er.

Mike ließ sieh zurücksinken und entspannte sich. Trotz seiner präkeren Lage rang er sich ein Lächeln ab.

»Ich glaube«, sagte er langsam, um sicher zu gehen, daß der andere die Worte auch verstand, »Sie haben sich den Falschen ausgesucht. Wir stehen auf der gleichen Seite.«

***

Der Wächter kaute gelangweilt auf seiner längst erkalteten Zigarette und sah zum hundertsten Male in dieser Nacht aus dem Fenster.

Der Anblick, der sich ihm bot, war immer gleich: Ein langer, von hohen Mauern umschlossener Hof, auf dem die Fußspuren seines Kollegen, der gleich ihm jede volle Stunde draußen patrouillierte, ein geometrisches Muster hinterlassen hatten. Er sah auf die Uhr, gähnte und wandte sich vom Fenster ab. Seine Schicht war nicht einmal zur Hälfte um, und er hatte jetzt schon Schwierigkeiten, nicht im Stehen einzuschlafen.

Er haßte den Nachtdienst. Aber Befehl war nun einmal Befehl, und Kommissar Pao Xahn hatte die Wachen seit vergangener Woche sogar noch verstärken lassen. Seit dieser Europäer eingeliefert worden war.

Der Wächter drehte sich herum, schulterte nachlässig sein Gewehr und schlenderte langsam zu der verschlossenen Zellentür hinüber.

Von den drei Riegeln war nur einer vorgeschoben, aber darauf achtete er nicht. Es gab ohnehin keine Möglichkeit, die massive Eisentür von innen zu öffnen; ob mit oder ohne Riegel.

Er stellte sein Gewehr an die Wand, gähnte noch einmal ausgiebig und preßte dann das Auge gegen das winzige Guckloch. Der Gefangene schlief; sein Körper zeichnete sich als dunkler Umriß unter der dünnen Wolldecke ab, und seine regelmäßigen Atemzüge waren selbst hier draußen zu hören. Sein Atem bildete kleine, rhythmische Dampf Wölkchen vor seinem Gesicht.

Der Anblick allein genügte, um den Soldaten frieren zu lassen.

Selbst ihm war kalt, obwohl er unter seiner dicken Winterjacke zwei Unterhemden und einen ganz und gar nicht vorschriftsmäßigen Rollkragenpullover trug. Aber das Gefängnis war ungeheizt, und bei den Temperaturen, die hier nachts weit unter dem Gefrierpunkt fallen konnten, achtete niemand streng darauf, daß die Kleiderordnung eingehalten wurde.

Irgendwie tat ihm der Gefangene dort drinnen fast leid. Die feuchte, zugige Zelle war schon im Sommer keine gemütliche Unterkunft.

Bei den jetzt herrschenden Temperaturen mußte es die Hölle sein.

Aber Pao Xahn hatte schon immer seine eigenen Methoden gehabt, um einen Gefangenen gefügig zu machen.

Der Wächter überlegte, wie lange es der Engländer wohl noch aushalten würde. Xahn war für seine Verhörmethoden berüchtigt. Die sieben Tage, die der Archäologe ihm bisher widerstanden hatte, stellten an sich schon so etwas wie einen kleinen Rekord dar. Aber auch er würde früher oder später aufgeben – es war bisher noch keinem gelungen, Xahn auf die Dauer hinters Licht zu führen.

Der Soldat seufzte, ließ die Klappe wieder vor das Guckloch fallen und griff nach seinem Gewehr. Als er sich herumdrehte, sah er die Gestalt.

Sie stand am Ende des Ganges; ein dunkler, nur undeutlich zu erkennender Umriß, der sich dicht außerhalb des Lichtkreises der einzigen Glühbirne aufhielt.

Sie schien ihn zu beobachten. Und dann überstürzten sich die Ereignisse.

Der Soldat wollte den Mann anrufen, aber er kam nicht mehr dazu. Ein wuchtiger Schlag traf ihn in den Rücken und ließ ihn vorwärtstaumeln. Grelle, feurige Schmerzen explodierten in seinem Hinterkopf. Der Gang verschwamm vor seinen Augen. Er taumelte

vorwärts, riß automatisch das Gewehr hoch und fummelte hastig am Sicherungsflügel, aber seine Finger schienen ihm plötzlich nicht mehr zu gehorchen. Vor seinen Augen tanzten flammende Kreise, und Irgend etwas lief warm und in klebrigen, pulsierenden Stößen über seinen Rücken. Wie durch einen blutigen Schleier sah er die schwarze Gestalt näherkommen.

Er versuchte noch einmal, seine Waffe zu heben und abzudrücken, aber seine Arme verweigerten ihm den Dienst. Er taumelte gegen die Wand, sackte langsam daran herunter und griff haltsuchend um sich. Sein Rücken hinterließ eine breite, glitzernde Blutspur auf dem feuchten Stein.

Seine Mörder verharrten einen Herzschlag lang reglos über ihm.

Der kurze Kampf hatte kaum Geräusche verursacht. Das Gefängnis war so still wie eine riesige Gruft. Keiner der anderen Wärter hatte etwas von dem blitzschnellen Überfall bemerkt.

Die beiden Gestalten wandten sich von ihrem Opfer ab und gingen langsam auf die Zellentür zu, hinter der Hemingford schlief.

Der Riegel schnappte mit metallischem Geräusch zurück. Die Tür wurde brutal aufgestoßen und flog krachend gegen die Wand.

Hemingford stöhnte leise, setzte sich auf und blinzelte. Sein Gesicht wirkte verschlafen und müde. Tiefe, dunkle Ringe lagen unter seinen Augen, und in der schemenhaften Beleuchtung der Zelle wirkte er um Jahrzehnte gealtert.

Er fuhr sich verschlafen über das Gesicht, gähnte und sah die beiden Männer verständnislos an.

»Was…?«

Der Rest des Satzes ging in dem entsetzten Keuchen unter, als die beiden Mörder näherkamen.

Hemingford sprang mit einem Satz auf und starrte aus hervorquellenden Augen auf die kleinen, zierlichen Gestalten, die sich ihm mit blankgezogenen Waffen näherten.

Die Eindringlinge waren keine Menschen!

Hemingford wich entsetzt vor den näherkommenden Kriegern zurück. Sein Gesicht wirkte plötzlich grau und eingefallen.

»Aber das… das ist doch nicht möglich!« keuchte er entsetzt. »Das gibt es doch nicht! Das …« Er schrie auf und warf sich instinktiv zur Seite, als einer der Männer nach ihm griff. Die tönerne Klaue verfehlte ihn um Millimeter und krachte mit fürchterlicher Wucht gegen die Wand.

Hemingford stolperte zur Seite und hob abwehrend die Arme. Einer der Krieger drang auf ihn ein, während der andere die Tür bewachte. Der Kampf dauerte nur Sekunden. In der Enge der Zelle konnte Hemingford dem Angreifer nicht lange ausweichen, und gegen die übermenschliche Kraft des Unheimlichen hätte sich niemand zur Wehr

setzen können. Die kalten Tonarme des Höllenkriegers schlossen sich wie der Griff einer überdimensionalen Handschelle um Hemingford, fesselten seine Arme an den Körper und preßten ihm die Luft aus den Lungen. Hemingford trat wild um sich und versuchte, den Griff des Unheimlichen zu sprengen, aber der Tonmann schien seine Bemühungen überhaupt nicht zu bemerken.

Er drehte sich um, hob Hemingford wie eine gewichtslose Stoffpuppe hoch und trug ihn aus der Zelle.

Der Druck der tönernen Arme verstärkte sich ins Unerträgliche, als sie auf den Gang hinaustraten. Hemingford bäumte sich wild auf, schnappte verzweifelt nach Luft und sank schließlich bewußtlos in sich zusammen.

Er merkte nicht mehr, wie ihn die zwei Tonkrieger aus dem Gebäude schleiften.

***

Es dauerte fast eine Stunde, in der Mike ununterbrochen geredet hatte, ehe er Wu Fiang wirklich überzeugen konnte, auf seiner Seite zu stehen. Der junge, schüchtern wirkende Mann sprach ein paar Brocken Englisch, aber die wenigen Worte reichten lange nicht aus, um eine einwandfreie Verständigung zu gewährleisten. Nach dem, was Mike nach einer halben Stunde teils verstanden und sich teils zusammengereimt hatte, hatte er zu den einheimischen Arbeitern gehört, die Hemingford besonders ins Vertrauen gezogen hatte.

Er schien nicht an Hemingfords Schuld zu glauben. Mike konnte nicht herausbekommen, was ihn dazu veranlaßt hatte, aber er schien seit Einbruch der Nacht hier gelauert zu haben. Offensichtlich hatte er geglaubt, Mike gehöre zu den unheimlichen Tonkriegern. Und er hatte ihn in der Hoffnung überfallen, etwas über die wahren Mörder Tao-Chens herauszubekommen.

Mike fand dieses Vorgehen nicht sonderlich intelligent. Wenn er wirklich zu den Unheimlichen gehört hätte, wäre der Junge jetzt mit ziemlicher Sicherheit tot. Aber er bewunderte gleichzeitig seinen Mut. Selbst ihm lief jetzt noch ein eisiger Schauer über den Rücken, wenn er an die schwarzgesichtigen Monster zurückdachte. Und er hatte sich immer für abgebrüht gehalten.

Er stand auf, zündete sich eine Zigarette an und hielt sekundenlang die Finger über die flackernde Feuerzeugflamme. Aber das nützte auch nicht viel. Die Kälte hatte sich schon tief in seinen Körper gefressen und schien jede Muskelfaser zu lähmen. Selbst das Sprechen fiel ihm schwer.

»Weißt du, wo die Krieger hingegangen sind?« fragte er langsam.

Wu Fiang schüttelte den Kopf. Er sagte Irgend etwas auf chinesisch, das Mike nicht verstand, lächelte dann flüchtig und sagte:

»Nein.«

Mike sog nachdenklich an seiner Zigarette. Er wußte, daß er Irgend etwas unternehmen mußte. Er hatte eine konkrete Spur. Aber der Gedanke, den tönernen Monstern zu folgen, ohne genau zu wissen, was ihn erwartete, erfüllte ihn mit Unbehagen.

Trotzdem – es mußte sein.

Er drehte sich zu Wu um, sah ihn einen Herzschlag lang nachdenklich an und schnippte seine Zigarette in den Schnee. Sie erlosch zischend.

»Ich werde ihren Spuren folgen«, sagte er entschlossen.

Wu nickte abgehackt. »Ich komme mit.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte Mike entschieden.

Wu stand auf, trat neben ihn und sah auffordernd nach Osten.

Entweder hatte er Mikes Antwort nicht verstanden, oder er zog es vor, lieber nichts zu hören.

»Das dort vorne sind keine Gangster«, sagte Mike eindringlich, obwohl ihm klar war, daß der Junge seinen Entschluß längst gefaßt hatte.

Wu ging ein paar Schritte, blieb stehen und sah Mike auffordernd an.

Mike seufzte, schüttelte den Kopf und folgte dem jungen Chinesen. Irgendwie war er ganz froh über den Gedanken, nicht allein zu sein. Obwohl er über seinen neuen Kampfgefährten so gut wie nichts wußte, hatte er bereits Vertrauen zu ihm gefaßt. Wu war von einer schwer zu beschreibenden, natürlichen Offenheit. Erschien Mike auch jetzt noch nicht ganz zu trauen, aber er gab sich keine Mühe, dies zu verbergen.

Sie folgten den Fußspuren der Tonkrieger in östlicher Richtung.

Sie waren kaum zu übersehen; der Schnee war auf einer Breite von fast vier Metern zu braunem, feuchtglitzerndem Matsch zertrampelt, und die Spur führte gradlinig über Hügel, durch Gräben und selbst über die zusammengestürzten Reste eines Zeltes hinweg. Die schweigende Armee der Tonkrieger schien sich wie eine Naturgewalt Bahn gebrochen zu haben. Selbst der Maschendrahtzaun hatte sie nicht von ihrem einmal eingeschlagenen Weg abbringen können.

Der Zaun war wie von einer riesigen Planierraupe plattgewalzt. Das Drahtgeflecht war wie dünne Seide zerfetzt, und die immerhin zollstarken Eisenstäbe waren regelrecht in den Boden hineingerammt worden. Es sah aus, als wäre eine Herde wildgewordener Elefanten aus dem Lager ausgebrochen.

Mike blieb stehen und deutete mit ausgestrecktem Arm in die Richtung, in der die Spuren verschwanden. »Was liegt dort?«

Wu überlegte einen Augenblick. »Wald«, antwortete er schließlich.

»Und eine…« Er brach ab, sah Mike hilflos an und suchte sichtlich nach Worten. Dann hellte sich sein Gesicht auf. »Eine Festung«, sagte

er. »Alt.«

»Sehen wir sie uns an«, schlug Mike vor.

Sie marschierten nebeneinander los. Die Spur war nicht zu übersehen. Unter dem silbernen, harten Licht des Mondes wirkte sie wie eine dunkle, gradlinige Narbe, die das makellose Weiß des Feldes zerteilte.

Aber sie erreichten den Wald nicht. Das dumpfe Dröhnen eines Motors mischte sich plötzlich in das Wimmern des Windes. Mike blieb stehen, drehte sich um und sah aus zusammengekniffenen Augen Über das Feld. Am Ende der Straße waren die hellen Lichtpunkte eines Wagens aufgetaucht. Der Scheinwerferkegel tastete sich wie eine bleiche, zweifingrige Hand über den Acker, huschte kurz über den Wagen, den Mike am Straßenrand hatte stehenlassen und fingerte dann suchend weiter.

Mike blinzelte, als sich das grelle Licht für einen Augenblick direkt auf ihn richtete. Der Scheinwerferkegel wanderte weiter, aber Mike zweifelte nicht daran, daß sie entdeckt worden waren.

Der Wagen hielt für einen Augenblick an, änderte dann seinen Kurs und fuhr weiter. Die grellen Lichtpunkte der Scheinwerfer begannen einen wilden Tanz, als er von der Straße abwich und quer über das Feld auf Mike und Wu zugerumpelt kam.

Mike hob schützend die Hand vor die Augen, als sich der grelle Lichtkegel eines Suchscheinwerfers auf sein Gesicht richtete. Der Wagen hielt wenige Meter vor ihnen an. Zwei, drei dunkle Gestalten sprangen in den Schnee und liefen geduckt auf sie zu. Wu drehte sich um, lief ein paar Schritte und blieb dann abrupt stehen, als einer der Männer einen scharfen Befehl ausstieß.

Aber nur für einen Moment. Dann warf er sich zur Seite, rollte über die Schulter ab und hechtete blitzschnell in die Dunkelheit. Der Scheinwerfer ruckte herum. Ein Schuß bellte auf. Dicht vor Wu spritzte eine winzige Dreck- und Schneefontäne in die Höhe. Der junge Chinese erstarrte mitten in der Bewegung und stand dann langsam und mit erhobenen Händen auf.

»Das war nicht sehr klug«, sagte eine Stimme in perfektem Englisch. »Ich hoffe, Sie benehmen sich vernünftiger als ihr Freund, Mister Hunter.«

Eine der dunklen Gestalten trat näher. Mike erkannte Pao Xahn.

»Was machen Sie hier draußen?« fragte der Kriminalkommissar.

Seine Stimme klang freundlich wie immer, aber in seinen Augen blitzte es gefährlich auf.

Mike zuckte scheinbar unbeteiligt mit den Achseln und versuchte, die Pistole zu ignorieren, die Xahn auf seinen Bauch richtete. »Ist das verboten?«

»Nachts?« Xahn lächelte humorlos. »Außerdem ist das Gelände

gesperrt. Hat Feng Ihnen das nicht gesagt?«

»Ich habe ihn nicht gefragt«, erwiderte Mike. »Außerdem – ich könnte die Frage zurückgeben. Spionieren Sie mir nach?«

Xahn antwortete nicht gleich. In seinen Augen blitzte es wütend auf, aber sein Gesicht blieb freundlich.

»Ich tue meine Arbeit«, sagte er schließlich. »Sollte es dazugehö- ren, Ihnen nachzuspionieren, würde ich auch das tun, Mister Hunter. Aber im Moment bin ich hinter einem flüchtigen Verbrecher her.« Er trat zurück, winkte mit der Linken und unterstrich die Einladung mit einer Geste mit seiner Waffe. »Wenn Sie mir jetzt freundlicherweise folgen würden, Mister Hunter.«

»Wohin?«

»Zurück nach Sisien. Zur Wache, um genau zu sein. Ich habe ein paar Fragen an Sie, Ihren Freund Hemingford betreffend.«

Mike gehorchte zögernd. Er sah, wie Wu von zwei uniformierten Soldaten auf die Ladefläche des Jeeps gezerrt und an den Händen gefesselt wurde. Offenbar ging man mit den Einheimischen hier weniger zimperlich um als mit ihm.

Xahn dirigierte ihn auf den Beifahrersitz und klemmte sich dann hinter das Steuer. Der Motor erwachte dröhnend.

»Also«, sagte er, nachdem sie die Straße wieder erreicht hatten, »noch einmal: Was haben Sie hier draußen gesucht?«

»Nichts Bestimmtes. Ich habe nach Anhaltspunkten gesucht, die Charles entlasten könnten.«

»Hier?«

»Warum nicht?« antwortete Mike.

»Wenn jemand daran interessiert ist, ihn aus dem Weg zu räumen, muß es mit seiner Arbeit zusammenhängen. Ich wüßte jedenfalls sonst keinen logischen Grund.«

Xahn lächelte unmerklich. Aber es wirkte ganz und gar nicht freundlich.

»Sie glauben immer noch, daß Hemingford unschuldig ist?«

Mike nickte. »Selbstverständlich.«

»Dann erklären Sie mir doch bitte eines«, fuhr Xahn nach ein paar Sekunden fort. »Wenn Ihr Freund Hemingford wirklich nichts mit dem Mord an Tao-Chen zu tun hat – warum ist er dann aus dem Gefängnis ausgebrochen?«

»Was ist er?« echote Mike verblüfft.

»Ausgebrochen«, wiederholte Xahn ungerührt. »Heute nacht. Und er hat dabei einen Wächter umgebracht. Er – oder die Leute, die ihm geholfen haben.« Er drehte sich halb im Sitz herum und sah Mike durchdringend an.

»Übrigens, Mister Hunter – wo waren Sie heute abend?«

***

Der Schrei ließ Damona aus dem Schlaf auffahren. Es war kein menschlicher Schrei; nichts, das sie jemals gehört hätte. Es war ein gellendes, vibrierendes Kreischen, das die normale Tonlage einer menschlichen Stimme um ein Mehrfaches zu überschreiten schien, zwischen den Mauern von Kings Castle zurückprallte und sich in noch schrecklichere, quälende Höhen hinaufschraubte.

Sie schlug die Hände vor die Ohren, krümmte sich zusammen und fiel mehr aus dem Bett, als sie aufstand.

Das Geräusch kam von oben, aus Thomas' Zimmer. Sie glaubte ein dumpfes Poltern zwischen dem unmenschlichen Kreischen zu hören; Kampfgeräusche und schmerzhaftes Stöhnen. Sie griff blind nach ihrem Morgenmantel, streifte ihn über und wankte zur Tür.

Der Schrei brach für einen Moment ab, ging in ein furchtbares, gurgelndes Stöhnen über und setzte dann erneut mit voller Wucht ein, als sie die Treppe hinauflief.

Mit klopfendem Herzen riß sie die Tür zu Thomas' Zimmer auf.

Der Anblick war schrecklich.

Das Bett war zerwühlt. Kissen und Decken waren herausgeworfen und teilweise zerfetzt. Daneben lag ein zerbrochener Stuhl und die Trümmer des schmalen Spiegels, der neben dem Bett an der Wand gehangen hatte.

Thomas Warner stand mit wutverzerrtem Gesicht über dem reglosen Körper des Butlers Henry. Seine Hände waren zu Krallen verformt. Seine Augen schienen zu glühen. Speichel tropfte aus seinen Mundwinkeln, und aus seiner Brust drang ein tiefes, tierisches Knurren.

Damona prallte entsetzt zurück, als Thomas herumfuhr. Sie spürte den dumpfen, dämonischen Einfluß, der von der schmalen Gestalt ausging, den wilden, rücksichtslosen Vernichtungswillen, der aus dem harmlosen Jungen eine Killer-Maschine gemacht hatte.

Thomas Warner stand unter dem Einfluß eines fremden Geistes.

Selbst für jemanden, der nicht über Damonas magische Fähigkeiten verfügt hätte, wäre die Veränderung unübersehbar gewesen. Der Mann, der da mit gierig ausgestreckten Klauen auf sie zuwankte, war nicht mehr Thomas Warner! Es war nur noch ein Körper, eine leere, willenlose Hülle, die unter dem Befehl eines unendlich mächtigen Willens stand. Und das, was ihn beherrschte, wollte töten.

Damona tauchte im letzten Moment unter den zupackenden Händen weg, stellte Thomas ein Bein und stieß ihn gleichzeitig kräftig vor die Brust. Er taumelte, stolperte über ihr Bein und fiel mit einem wütenden Aufschrei auf das Bett.

Damona setzte sofort nach. Ihre Handkante zuckte herunter, traf Thomas' Hals und ließ ihn halb bewußtlos zurückfallen. Aber der Dämon in ihm war stärker, als sie geglaubt hatte. Sie hatte mit aller

Kraft zugeschlagen, aber die Wirkung des Treffers hielt nur wenige Augenblicke an. Thomas schüttelte den Kopf, fegte sie mit einer wütenden Bewegung von sich und kam wieder auf die Füße.

Damona wich langsam zurück. Sie begriff, daß sie den Kampf auf diese Weise nicht gewinnen konnte. Alles, was sie erreichte, war, Thomas Warners Körper zu verletzen – nicht das Wesen, das von ihm Besitz ergriffen hatte.

Sie duckte sich, griff nach seinem vorschnellenden Arm und verdrehte ihn.

Thomas schrie auf, brach in die Knie und wand sich wild unter ihrem Griff. Aber Damona ließ nicht locker. Sie hielt den Tobenden unter Aufbietung aller Kräfte fest, tastete mit der Linken nach ihrem Hexenherz und löste es hastig von der Kette. Sie wußte nicht, ob der Talisman ihr auch diesmal helfen würde. Das versteinerte Hexenherz war in seiner Wirkung höchst unberechenbar – manchmal half es ihr, manchmal auch nicht. Es hatte sogar schon Gelegenheiten gegeben, an denen sich die magischen Kräfte des Talismans gegen sie gerichtet hatten. Aber sie mußte es riskieren.

Thomas Warner brüllte auf, als der schwarze Stein seine Haut berührte. Er sprang auf, riß sich mit einer ungeheuer kraftvollen Bewegung los und versuchte davonzustürzen.

Aber es war zu spät. Die Berührung des Hexenherzes hatte den fremden Geist erschüttert. Sein Bann war gebrochen. Damona könne direkt fühlen, wie er erbebte, sich wand und schließlich in heller Panik floh.

Sie ließ das Hexenherz fallen und fing Thomas im letzten Moment auf, als er bewußtlos in sich zusammensackte.

***

»Das ist nicht Ihr Ernst«, sagte Mike fassungslos. »Sie… Sie verdächtigen mich, ich hätte Hemingford gewaltsam aus dem Gefängnis geholt und dabei einen Wächter getötet?«

»Ich habe Sie lediglich nach Ihrem Alibi gefragt«, schränkte Xahn ein. »Ich nehme an, das würde ein Polizist Ihres Landes in einer ähnlichen Situation auch tun.«

»Ich war bis vor zwei Stunden mit Feng zusammen«, sagte Mike nach kurzem Überlegen. »Er wird es Ihnen bestätigen können.«

»Das hoffe ich. Wenn nicht, dürfte die Situation etwas unangenehm für Sie werden, Mister Hunter«, sagte Xahn. Die Art, wie er die Worte Mister Hunter aussprach, gefiel Mike gar nicht.

Er verzichtete auf eine Antwort und starrte Pao Xahn verstohlen an. Der Kommissar blickte scheinbar unbeteiligt aus dem Fenster, aber seine Finger umklammerten das Steuer etwas zu fest. Seine Haltung wirkte verspannt, und sein Gesicht hatte einen starren Ausdruck

angenommen.
Mike bewegte sich unruhig auf dem Sitz. Die Situation wurde ihm mit jeder Sekunde unheimlicher. Ohne, daß er einen logischen Grund dafür angeben konnte, hatte er plötzlich Angst vor Xahn.
»Wo fahren wir eigentlich hin?« fragte er. Der Weg kam ihm weiter vor als der Hinweg. Sie hätten längst das Dorf passieren müssen, wenn Xahn nach Sisien zurückfuhr, wie er behauptet hatte. Aber rechts und links der Straße war nichts als unberührtes, weißes Feld.
»Nach Sisien«, antwortete Xahn. »Ich nehme einen anderen Weg. Ich habe noch etwas zu erledigen.«
Mike schwieg nachdenklich. Wenn er die Karte richtig im Kopf hatte, dann gab es keinen anderen Weg nach Sisien. Und das bedeutete, daß Pao Xahn log.
Der Wagen wurde langsamer. Im grellen Scheinwerferlicht tauchte eine verschneite Kreuzung auf. Ein windschiefer Wegweiser markierte die Richtung. Xahn bremste ab, sah sich hastig nach rechts und links um und bog dann von der Hauptstraße ab.
»Das ist doch nicht der Weg nach Sisien«, beharrte Mike. Allmählich wurde sein Verdacht zur Gewißheit. Pao Xahn schien Irgend etwas vorzuhaben.
Der Kommissar lächelte breit. »Sie haben Recht. Aber es ist nur ein kleiner Umweg. Haben Sie Geduld.« Er fuhr schneller, ohne auf die wütenden Stöße und Knüffe zu achten, die den Wagen durchschüttelten. Die Straße schien hier wenig mehr als ein besserer Feldweg zu sein.
Nach ein paar Minuten tauchten die dunklen Baumstämme des Waldes vor ihnen auf. Xahn steuerte den Jeep an den Straßenrand, zog den Zündschlüssel ab und öffnete die Tür.
»Steigen Sie aus.«
»Aber…«
»Steigen Sie aus, habe ich gesagt!« In Pao Xahns Hand erschien plötzlich wie hingezaubert die Pistole. Ihre schwarze Mündung deutete genau auf Mikes Stirn. Und Xahn sah nicht so aus, als würde er zögern abzudrücken.
Mike kletterte ächzend über den Fahrersitz ins Freie. Hinter ihm wurde die Ladeklappe aufgestoßen, und Wu landete mit einem unsanften Plumps im Schnee.
Schritte durchbrachen die Stille, das Geräusch zahlreicher, harter Füße auf dem Waldboden.
Mike keuchte entsetzt, als die kleinen, dunklen Gestalten hinter Pao Xahn aus dem Wald brachen.
Ihre Gesichter schimmerten schwarz im Mondlicht. Das eingefrorene, jahrtausendealte Lächeln darauf schien zu höhnischem Grinsen verzerrt zu sein. In den schmalen, feingliedrigen Händen schienen die

armlangen Schwerter plump und übergroß, aber Mike zweifelte nicht daran, daß sie mit ihren Waffen umzugehen verstanden.

Pao Xahn trat einen Schritt zurück und senkte die Waffe.

»Gefallen Ihnen meine kleinen Lieblinge?« fragte er höhnisch.

Mike ächzte. »Sie…«

»Sagen Sie nichts, was Ihnen leid tun könnte, Mister Hunter«, sagte Xahn schnell. »Sie wissen nicht, mit wem Sie reden.«

»Das weiß ich sehr gut. Mit einem Verrückten.«

Ein harter, schmerzhafter Schlag traf seinen Rücken und ließ ihn vorwärtstaumeln. Er fiel auf die Knie, verzog die Lippen und stöhnte unterdrückt. Sein Rücken brannte wie Feuer.

Pao Xahn lächelte. »Sie sehen, Mister Hunter – jede Beleidigung wird sofort bestraft.« Seine Stimme wurde plötzlich hart. »Stehen Sie auf!«

Mike gehorchte zögernd.

»Sie sind…«

»Ich warne Sie noch einmal. Sie reden mit dem Hohepriester des Taschilin.« Xahn schob seine Pistole achtlos in den Gürtel, trat beiseite und machte eine befehlende Geste. »Kommen Sie jetzt.«

Ein harter Stoß in Mikes Rücken unterstrich seine Worte. Mike stolperte vorwärts und folgte dem Kommissar. Zwei der kleinen, gefährlichen Tonkrieger flankierten ihn mit gezückten Schwertern. Die anderen bildeten ein schweigendes Spalier, durch das er und Wu tiefer in den Wald eindrangen.

Er versuchte, sich nach Wu umzudrehen, aber die Bewegung wurde sofort durch einen schmerzhaften Stoß bestraft.

Sie gingen etwa eine Meile weit in den Wald hinein. Schließlich tauchte ein massiger, schwarzer Umriß vor ihnen auf, der sich bei näherem Hinsehen als die Ruine eines festungsähnlichen Hauses entpuppte. Die vier Meter hohe Palisadenwand war an vielen Stellen zerbrochen, von nachwachsenden Bäumen gesprengt oder schlichtweg vermodert, und die Hauptgebäude bildeten ein scheinbar unentwirrbares Chaos von zusammengestürzten Wänden, schrägstehenden Balken und unidentifizierbaren Trümmerstücken.

Aber die Ruine war bewohnt. Rötlicher, flackernder Lichtschein drang aus leeren Fensterhöhlen und Rissen in den Wänden. Die hellen, dissonanten Klänge chinesischer Musik wehten mit dem Wind zu ihnen hinüber. Rechts und links des mächtigen Tores standen zwei Tonkrieger mit gezückten Waffen Wache. Aus einem der Nebengebäude war das leise Wimmern eines Kindes zu hören.

»Verdammt noch mal, Xahn – wo bringen Sie uns hin?«

Xahn blieb stehen und sah sich um. »Sie werden es früh genug erfahren, Mister Hunter«, sagte er. »Aber wenn es Sie beruhigt – Sie werden Ihren Freund Hemingford wiedersehen. Schneller, als Sie geglaubt haben.« Er lachte häßlich, gab seinen stummen Dienern

einen Wink und entfernte sich dann. Seine Schritte verklangen in der Dunkelheit.

Die Krieger trieben Mike und Wu auf das Hauptgebäude zu. Die ausgetretenen Stufen knarrten bedrohlich unter ihrem Gewicht, aber sie hielten. Trockener, jahrhundertealter Staub wirbelte auf, als sie durch den niedrigen Eingang traten.

Der Anblick, der sich ihnen bot, war gleichermaßen phantastisch wie erschreckend.

Der Raum war von einem Dutzend flackernder Fackeln fast taghell erleuchtet. Entlang der verfallenen Wände standen etwa zwanzig Tonkrieger. Wände und Boden waren mit kostbaren, uralten Teppichen und Stickereien ausgelegt, und auf einem Dutzend kleiner, geschnitzter Tische standen Krüge und Opferschalen aus Gold und Silber.

»Mike!«

Der Aufschrei ließ Mike herumfahren. Eine zerlumpte, humpelnde Gestalt hatte sich aus einer Ecke erhoben und wankte kraftlos auf sie zu.

»Charles!«

Mike eilte Hemingford entgegen und fing ihn im letzten Augenblick auf. Hemingford schien völlig erschöpft zu sein. Seine Kleider waren zerfetzt. Ein blutiger, kaum verheilter Kratzer lief quer über seine Brust und in seinen Augen stand ein wilder, gehetzter Ausdruck.

»Mike – sie haben mich… gekidnappt«, stieß er hervor. Seine Fingernägel bohrten sich schmerzhaft in Mikes Oberarm. Er schien es gar nicht zu spüren.

»Pao Xahn… dieser Irre …«, keuchte er. »Er befehligt diese … Kreaturen.«

Mike nickte. »Ich weiß. Er hat uns auch geschnappt.«

Hemingford stieß ein überraschtes Keuchen aus, als er Wu erkannte.

»Wu Fiang! Was tust du hier?«

»Das fragst du am besten Xahn«, sagte Mike dumpf. Er ließ Hemingfords Arm los und überzeugte sich davon, daß er aus eigener Kraft stehen konnte.

»Jedenfalls wissen wir jetzt, wer Tao-Chen umgebracht hat.«

Hemingford nickte dumpf. »Das stimmt. Aber ich fürchte, es wird uns nicht mehr viel nützen. Pao Xahn hat uns sicher nicht zu einem gemütlichen Teestündchen hierher geladen.«

Mike spähte aufmerksam zur Tür. Ihre Bewacher waren draußen zurückgeblieben. Sie konnten sich im Innern des Gebäudes relativ frei bewegen. Aber eine Flucht schien aussichtslos. Selbst, wenn sie den zwei Dutzend Kriegern, die den Raum bewachten, entkommen sollten, würden sie die Festung niemals verlassen können. Der Hof wimmelte nur so von Xahns Kreaturen.

»Dieser Wahnsinnige wird uns alle umbringen«, sagte Hemingford: atemlos. Seine Stimme zitterte vor beginnender Panik. »Er… er hat es mir erzählt …«

»Was hat er dir gesagt?« fragte Mike. »Was genau?«

Hemingford lachte hysterisch. »Er… er ist verrückt, Mike. Total verrückt. Er … er hält sich für einen Priester. Er hat diese Kreaturen zum Leben erweckt. Ich … ich weiß nicht, wie er es gemacht hat, aber … er … er erweckt immer mehr. In jeder Nacht werden es mehr, Mike! Immer mehr. Er muß schon Über hundert Diener haben. Und es werden mehr, immer mehr …« Er krümmte sich zusammen, lachte spitz und begann plötzlich zu wimmern. »Er wird uns umbringen, Mike. Er hat es mir erzählt. Er will uns irgendeiner schrecklichen Gottheit opfern. Dieser Wahnsinnige bildet sich ein, ihn damit zum Leben zu erwecken. Er will … den Taschilin erwecken …«

Hemingfords Worte gingen in einem krampfhaften Schluchzen unter. Der Mann war ganz offensichtlich am Rande seiner geistigen Belastbarkeit angelangt.

Mike warf ihm einen besorgten Blick zu und drehte sich dann zu Wu um. Der junge Chinese hatte die kurze Szene mit unbewegtem Gesicht verfolgt. Aber Mike sah, daß er bei der Erwähnung des Namens Taschilin blaß geworden war.

»Wissen Sie etwas Über diese Gottheit?«

Wu nickte verkrampft. Sein Adamsapfel hüpfte nervös auf und ab.

»Eine uralte Legende«, sagte er gebrochen. »Aberglaube, nichts sonst.«

Mike machte eine ärgerliche Handbewegung. »Erzählen Sie«, drängte er.

Wu wand sich widerwillig. »Es ist… Aberglaube«, sagte er stur.

»Der Taschilin ist ein… Blutgötze. Er lebt von den Seelen Ermordeter. In unserer Geschichte war er der Schrecklichste aller Dämonen. Aber er wurde besiegt. Schon vor Jahrtausenden. Mister Hemingford hat recht. Xahn ist verrückt.«

Der Ausdruck in seinem Gesicht strafte seine Worte Lügen.

Mike wollte etwas erwidern, aber eine Bewegung an der Tür ließ ihn herumfahren.

Eine Gruppe der Tonkrieger betrat den Raum. Hinter ihnen schritt Pao Xahn herein. Er hatte seine Polizeiuniform mit einem weiten, lose fallenden Umhang vertauscht, der seine Gestalt größer und breitschultriger erscheinen ließ. Seine Hände spielten nervös mit einer schweren, mit Edelsteinen verzierten Goldmaske.

Er scheuchte die Krieger mit einer hastigen Handbewegung beiseite, trat auf Mike zu und maß ihn mit einem spöttischen Blick.

»Sie halten mich für verrückt, nicht wahr?« fragte er leise. Seine Augen glitzerten boshaft. »Nun, Mister Hunter, Sie werden erfahren,

daß unser Land mehr zu bieten hat als versunkene Kulturen und dumme Reisbauern.« Er kicherte. »Viel mehr.«

Er setzte die Maske auf, befestigte sie mit zwei goldenen Spangen hinter den Ohren und drehte sich herum. »Sie können sich glücklich schätzen, Mister Hunter«, sagte er. Die Maske verzerrte seine Stimme zu einem metallischen, kaum verständlichen Krächzen. »Sie werden der erste Weiße sein, der den Taschilin sieht. Aber Sie werden sich nicht lange an Ihrem Wissen erfreuen können.«

Er klatschte in die Hände.

Die Krieger, die den Eingang bewachten, traten zur Seite.

Ein dumpfer, hallender Gong erklang. Von draußen war eine krächzende Stimme zu hören, dann das Knallen einer Peitsche.

Unter dem Eingang erschien eine Prozession ärmlich gekleideter Gestalten. Mike zählte zwölf Männer, die einen schweren, mit Seidentüchern und Decken verhüllten Gegenstand zwischen sich schleppten. Der Art nach zu schließen, wie sich ihre Gestalten unter der Last der Tragehölzer beugten, mußte es sich um einen Felsklotz oder etwas ähnlich schweres handeln.

Pao Xahn stieß einen knappen Befehl aus. Die Männer wankten mit ihrer Last weiter und stellten sie in der Mitte des riesigen Raumes ab. Die morschen Bodenbretter ächzten unter dem Gewicht des verhüllten Gegenstandes.

Erneut dröhnte der Gong durch das Haus. Das Licht der Fackeln schien plötzlich düsterer zu werden. Knisternde, elektrische Spannung schien den Raum zu erfüllen.

Pao Xahn gab einen weiteren Befehl. Acht oder zehn seiner Kreaturen trieben die Männer mit gezückten Schwertern in eine Ecke.

Der selbsternannte Oberpriester klatschte erneut in die Hände.

Wie ein diabolisches Echo antwortete von draußen der Gong.

Die Krieger zerrten einen der verängstigten Männer aus der Gruppe heraus und trieben ihn auf den verhüllten Gegenstand zu. Der Mann begann zu schreien, aber die Höllenkreaturen kannten kein Erbarmen. Sie stießen ihn vor sich her, warfen ihn grob zu Boden und verdrehten seine Arme, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Der Blick seiner Augen war in starrem Entsetzen auf den verhüllten Gegenstand gerichtet.

»Es ist soweit«, sagte Xahn. Seine Stimme zitterte vor Erregung. Er atmete hörbar ein, starrte einen Moment lang zu Boden und ging dann mit langsamen, gemessenen Schritten auf den Gegenstand zu.

Mike ächzte, als Xahn die Tücher wegriß. Neben ihm stieß Wu einen überraschten Aufschrei aus.

Unter den Tüchern war eine gräßliche Gestalt zum Vorschein gekommen. Im ersten Moment erinnerte sie Mike an einen riesigen, sechsbeinigen Frosch. Aber die Ähnlichkeit war nur oberflächlich.

Das Monstrum war so groß wie ein Kalb. Seine muskulösen Sprungbeine hatten den Durchmesser eines Männerkörpers, und das fürchterliche Raubtiergebiß schien kräftig genug, einen kleinen Baum zu zerteilen. Seine Haut schimmerte wie poliertes Metall, und die kalten, mit unglaublicher Akribie gemeißelten Steinaugen schienen Mike boshaft zu mustern.

Das Ding lebt! dachte er entsetzt. Mein Gott, das schreckliche Ding lebt! Es ist aus Stein, aber es lebt!

Hemingford begann hysterisch zu schreien. Mike spürte, wie eine lähmende, betäubende Angst in ihm emporkroch. Es war nicht das erste Mal, daß er mit einem Ungeheuer aus dem Geisterreich konfrontiert wurde, aber er hatte noch nie eine derartige Bosheit erlebt wie jetzt. Das bizarre Ungeheuer schien aus reiner Mordlust zu bestehen.

Wu stöhnte leise. Seine Hände ballten sich in hilfloser Angst zu Fäusten. Seine Lippen zitterten.

»Jetzt!« kreischte Xahn. »Er wird erwachen! Endlich, endlich wird der wahre Herrscher dieses Landes wieder auf seinen Thron gehoben. Und euer Blut wird dazu beitragen!«

Pao Xahn hob die Hand. Einer der Tonkrieger bog dem hilflosen Opfer den Kopf nach vorne, während der zweite sein Schwert aus der Scheide zog. Der Mann wand sich verzweifelt, aber gegen die unmenschliche Kraft des Tonmannes hatte er keine Chance.

Mike spannte sich. Er konnte nicht zulassen, daß dieser hilflose Mann ermordet wurde.

Aber Pao Xahn schien seine Gedanken zu lesen. Er machte eine schnelle, befehlende Geste mit der Rechten. Ein halbes Dutzend Krieger lösten sich von ihren Plätzen und drangen auf Mike und Wu ein. Ihre Schwerter bildeten einen Halbkreis aus blitzendem Stahl.

Xahn lachte meckernd. »Ihre Zeit ist noch nicht gekommen, Mister Hunter. Verschenken Sie nicht Ihre kostbaren letzten Minuten. Sehen Sie lieber zu. Das Schauspiel wird Ihnen gefallen.«

Der tönerne Henker hob in einer gleitenden, eleganten Bewegung das Schwert.

Mike schloß stöhnend die Augen. Er ertrug den gräßlichen Anblick nicht länger.

Vor dem Gebäude fiel ein einzelner, peitschender Schuß.

Die Kugel traf die erhobenen Hände des Tonmonsters, zertrümmerte sie zu fliegenden Splittern und fuhr krachend in die Rückwand des Raumes.

Pao Xahn stieß einen überraschten Aufschrei aus und wirbelte herum, während der Tonmann krachend zu Boden fiel und zerbrach.

Plötzlich wurde es taghell. Grelle, gebündelte Scheinwerferstrahlen fluteten durch Türen und Fenster herein und tauchten den Raum in

erbarmungslose, schmerzhafte Helligkeit. Auf dem Hof begann eine Maschinenpistole zu hämmern. Jemand schrie, dann erschütterte eine dumpfe Explosion das Gebäude. Kalk und Holzsplitter regneten von der Decke.

Mike und Wu reagierten beinahe gleichzeitig. Der Chinese stürzte sich mit einem heiseren Aufschrei auf den am nächsten stehenden Krieger, riß ihm das Schwert aus der Hand und schlug wild um sich, während Mike sich ein anderes Tonmonster vornahm.

Er sprang aus dem Stand hoch, federte Über das heruntersausende Schwert hinweg und trieb dem Ungeheuer den Fuß in den Leib.

Er hatte das Gefühl, gegen einen Felsblock geschlagen zu haben.

Die Kreatur taumelte zurück, ließ die Waffe fallen und fiel stocksteif hintenüber. Ihr Körper zerschellte auf dem Boden zu Millionen winziger Bruchstücke.

Aber Mike blieb keine Zeit, sich über den Sieg zu freuen. Von allen Seiten drangen die Ungeheuer auf ihn ein. Er brachte sich mit einem verzweifelten Satz in Sicherheit, rollte sich über die Schulter ab und griff im Aufstehen nach dem Schwert, das sein erstes Opfer fallen gelassen hatte. Neben ihm hackte eine Klinge meterlange Holzsplitter aus dem Boden.

Er parierte einen weiteren heimtückischen Hieb, wich zur Seite aus und schlug nach den Armen des Angreifers. Der morsche Ton zersplitterte unter dem Hieb. Der Arm zerbröckelte. Aber die Kreatur gab nicht auf. Mit plumpen, ungelenken Schritten drang sie weiter auf Mike ein. Der zersplitterte Armstumpf zielte mit verheerender Wucht auf sein Gesicht.

Mike duckte sich, fing den Stoß mit dem Unterarm ab und führte gleichzeitig einen Tritt gegen das Schienbein des Monsters. Irgend etwas traf ihn hart und schmerzhaft im Rücken und schleuderte ihn zu Boden. Er schlug auf, rollte sich herum und riß instinktiv seine Waffe hoch.

Der Krieger, der sich auf ihn stürzen wollte, wurde regelrecht aufgespießt. Die messerscharfe Klinge drang splitternd und berstend in seine Brust, trat zwischen den Schulterblättern wieder aus und blieb stecken. Mike zerrte verzweifelt an der Waffe, aber es gelang ihm nicht, sie herauszuziehen. Der Tonmann kippte langsam zur Seite.

Das Schwert wurde Mike aus der Hand gerissen.

Plötzlich waren überall Männer. Kleine, schwarze Tongestalten, aber auch Männer in khakifarbenen Uniformen und mit Maschinenpistolen. Der von draußen hereindringende Gefechtslärm wurde vom wütenden Hämmern der Maschinenpistolen übertönt. Ein Projektil zischte dicht an Mikes Ohr vorbei und bohrte sich in die Schulter eines Soldaten. Der Mann schrie auf und ging mit schmerzverzerrtem Gesicht zu Boden.

Der Raum verwandelte sich in ein Chaos. Die Soldaten schossen auf die Tonungeheuer. Die Salven warfen die Monster zurück, pulverisierten sie regelrecht. Vor Mikes Augen explodierte ein schwertschwingender Krieger in einer schwarzen Wolke, als einer der Soldaten den Abzug seiner Waffe durchriß.

Aber es kamen immer mehr. Aus dem Hintergrund des Raumes stürmten Dutzende von Kriegern heran, schwangen Schwerter, Lanzen und Bögen und warfen sich in stummer Wut auf die Angreifer.

Pfeile zischten durch die Luft. Männer schrien auf und gingen zu Boden, ließen ihre Waffen fallen oder feuerten mit schmerzverzerrtem Gesicht weiter.

Und inmitten dieses Chaos stand Pao Xahn und blickte aus entsetzt aufgerissenen Augen auf die grausige Szene. Seine Hand hielt einen schmalen, reichverzierten Opferdolch. Die Augen hinter den schmalen Sehschlitzen der Goldmaske flackerten. Seine Lippen formten leise, unverständliche Worte.

Die bizarre Schlacht endete so plötzlich, wie sie begonnen hatte.

Der letzte Krieger explodierte unter den Salven von fünf oder sechs Männern, die gleichzeitig auf ihn feuerten.

Nach dem unbeschreiblichen Lärm des Kampfes wirkte die nachfolgende Stille doppelt tief, Brandgeruch lag in der Luft. Aus einem anderen Teil des Gebäudes war das leise Weinen eines Kindes zu hören, und auf dem Hof riefen dunkle, gehetzte Stimmen Befehle.

Das schwere Brummen von Motoren näherte sich.

»Narren«, sagte Pao Xahn leise. »Verdammte Narren! Glaubt ihr wirklich, mich aufhalten zu können?« Er kicherte, trat neben die häßliche Skulptur des Taschilin und hob den Dolch.

»Er wird erwachen«, sagte er leise. »Er braucht Leben. Nur ein Opfer, und er wird erwachen.« Er kicherte erneut. »Tötet mich doch«, sagte er lauernd. »Erschießt mich. Erschießt mich, und er wird erwachen. Er braucht nur ein Leben.«

»Geben Sie auf, Pao Xahn«, sagte eine ruhige Stimme.

Mike fuhr überrascht herum.

Unter der Tür stand Feng. Er hatte seinen blauen Arbeitsanzug mit der Uniform eines Oberst vertauscht, und sein Gesicht wirkte mit einem Mal überhaupt nicht mehr jugendlich.

»Es ist vorbei«, sagte er sanft. »Ergeben Sie sich. Es ist genug Blut geflossen.«

Pao Xahn kicherte schrill. »Nicht genug«, sagte er leise. »Der Taschilin wird leben. Er wird erwachen! Mein Blut wird ihn wecken! Ich werde mich für ihn opfern. Und er wird schreckliche Rache an euch nehmen!«

Er warf den Kopf in den Nacken, lachte schrill und stieß sich den Dolch mit aller Kraft in den Bauch.

Ein unhörbarer, geistiger Aufschrei gellte durch den Raum. In einer blitzartigen Vision sah Mike, wie Pao Xahns Körper sich versteifte und zu Boden fiel. Eine grelle, irisierende Lichtwolke schien von seinem Körper zu der reglosen Steinskulptur hinüberzufließen.

Die Steinstatue begann zu glühen. Ihre Augen füllten sich mit diabolischem, unirdischem Leben. Die mächtigen Sprungbeine bewegten sich unruhig. Die Bestie schien sich zu schütteln, als streife sie eine unsichtbare Fessel ab, die sie jahrtausendelang gefangengehalten hatte. Ein tiefes, häßliches Knurren drang aus ihrer Kehle.

Der Seelenfresser war erwacht!

Mike spürte den Anprall böser, negativer Energie, die wie eine erstickende Welle über ihm zusammenschlug. Er versuchte, sich zu bewegen, aber seine Glieder schienen seinen Befehlen nicht mehr zu gehorchen. Eine unnatürliche, bleierne Müdigkeit machte sich in seinem Denken breit.

Er sah, daß es den anderen Männern ebenso ging. Feng taumelte, sackte gegen die Wand und rutschte langsam daran herunter. Einer der Soldaten versuchte, seine Waffe zu heben, aber die Maschinenpistole schien plötzlich Tonnen zu wiegen. Er sank langsam vornüber, verlor das Gleichgewicht und krachte schwer auf die morschen Dielen.

Und die grausige Veränderung ging weiter. Das Licht wurde plötzlich düsterer, dunkler und gleichzeitig unwirklicher. Der Raum war in dunkelrote, flackernde Beleuchtung getaucht. Die Gestalten der hilflos daliegenden Männer sahen aus, als wären sie in Blut getaucht.

Das Krötenwesen bewegte sich unsicher. Es schien benommen.

Seine Schritte waren ungelenk, tapsend und schwerfällig. Aber die geistige Kraft der Bestie wuchs mit jeder Sekunde weiter.

Mike stöhnte, sank langsam in die Knie und kämpfte verzweifelt gegen die übermächtige Müdigkeit an, die ihn in den schwarzen Abgrund der Bewußtlosigkeit hinabzuziehen drohte. Der Raum verschwamm vor seinen Augen. Neben ihm machte Wu eine mühsame, schwerfällige Bewegung, aber Mike war viel zu müde, um hinzusehen. Er wußte, daß er sterben würde, wenn er jetzt aufgab, aber das war ihm egal. Der Taschilin war noch nicht im Vollbesitz seiner geistigen Macht. Er gierte nach Blut; nach den Lebenskräften der hilflosen Opfer, die er vor sich hatte. Und mit jedem Leben, das er vernichtete, würde er stärker und gefährlicher werden.

Mike erkannte all dies mit phantastischer Klarheit, aber er brachte einfach nicht mehr die Energie auf, sich gegen die geistige Sturmflut zu wehren. Er wollte nur noch schlafen. Sich hinlegen, die Augen schließen und ausruhen.

Ein mächtiger, grotesk verzerrter Schatten mit zu vielen Beinen und

dolchartigen Klauen tauchte vor ihm auf. Mike stemmte sich unter Aufbietung aller Kräfte hoch, stöhnte und sackte kraftlos zurück. Der Taschilin ragte wie ein fleischgewordener Berg über ihm auf. Sein riesiges Maul öffnete sich. Die spitzen, dreifach gestaffelten Zahnreihen blitzten im flackernden Licht der Fackeln wie polierter Stahl.

Langsam, unendlich langsam senkte sich das gigantische Maul auf Mike herab.

Irgendwo in seinem Inneren erwachte etwas. Mike spürte, wie sich in seinem Bewußtsein Widerstand zu regen begann, ein winziger, verzweifelter Funke, der sich mit aller Macht an das Leben klammerte.

Der Schwarze Keim… Das Erbe des Bösen, das ihm die Blutgötter der alten Erde eingepflanzt hatten. Die schwarze, negative Energie war stärker als Mikes menschlicher Wille. Sie riß ihn hoch, zwang ihn, noch einmal alle Kraftreserven zu mobilisieren und zu kämpfen.

Er kroch rückwärts vor dem niederstoßenden Monstrum davon.

Die gräßlichen Kiefer schlossen sich mit einem schnappenden Geräusch genau an der Stelle, an der vor Sekunden noch sein Kopf gewesen war.

Das Monstrum stieß ein ärgerliches Knurren aus und watschelte tolpatschig hinter ihm her. Mike versuchte, auf die Füße zu kommen, aber die geistige Barriere, die der Seelenfresser errichtet hatte, war zu stark. Er spürte, wie sich der mentale Angriff der Bestie auf ihn konzentrierte. Das Ungeheuer schien zu spüren, daß es in Mike einen gefährlichen Gegner vor sich hatte. Die kleinen, pupillenlosen Augen musterten ihn lauernd. Die mächtigen Sprungbeine spannten sich.

Mike tastete wild nach seiner Waffe, verhedderte sich im Futter seines Jacketts und brachte die Luger schwerfällig heraus. Seine Finger tasteten ungeschickt nach dem Sicherungshebel, rutschten ein paarmal ab und ließen den winzigen Hebel schließlich herumschnappen.

Er drückte im gleichen Augenblick ab, als das Monstrum sprang.

Der wütende, kreischende Schrei der Bestie ging im Peitschen des Schusses unter. Der riesige Körper wurde mitten im Sprung herumgewirbelt, als hätte ihn eine unsichtbare Faust getroffen. Er überschlug sich, krachte schwer auf den Boden und brach in die morschen Planken ein.

Die geistige Fessel löste sich. Wie ein böser Alptraum verging der lähmende Einfluß des höllischen Monstrums. Mike spürte, wie die Kraft mit beinahe schmerzhafter Wucht in seinen Körper zurückfloh.

Er fuhr herum, zielte sorgfältig und drückte noch einmal ab.

Aber die Kugel prallte harmlos vom schuppigen Leib des Monstrums ab.

Der Taschilin war tot. Sein Körper hatte sich wieder in leblosen Stein

verwandelt.

Mike ließ die Waffe mit einem erleichterten Seufzer sinken. Er hatte das Gefühl, aus einem gräßlichen Alptraum erwacht zu sein. Der versteinerte Leib des Seelenfressers ragte halb aus den geborstenen Bodenbrettern hervor. Selbst jetzt wirkte er noch unheimlich und furchterregend.

Jemand trat neben ihn, berührte ihn sanft an der Schulter und streckte ihm die Hand entgegen.

Mike sah auf.

»Ich glaube, ich muß mich bei Ihnen bedanken, Mister Hunter«, sagte Feng lächelnd. Diesmal wirkte es ernst. »Ohne Sie hätte die Sache übel ausgehen können.«

Mike griff nach der dargebotenen Hand und zog sich ächzend hoch.

»Wo sind Sie so schnell hergekommen?« fragte er.

Feng grinste. »Haben Sie wirklich geglaubt, meinen Wagen stehlen zu können, ohne daß ich es merke?« fragte er.

Mike sah den Chinesen verblüfft an. »Was…«

»Wir haben Sie die ganze Zeit Über beobachtet«, gestand Feng.

»Ich hoffe, Sie nehmen es uns nicht übel. Aber es war die einzige Möglichkeit, an Pao Xahn heranzukommen.«

»Wir?« echote Mike.

Feng nickte. »Meine Leute und ich. Ich muß gestehen, daß wir Sie als Köder benutzt haben. Sie – und Mister Hemingford.«

»Sie… wußten, daß Xahn hinter dem Ganzen steckte?«

»Wir haben ihn schon lange verdächtigt. Aber wir hatten keine Möglichkeit, an ihn heranzukommen. Vor allem wußten wir nicht, wo sein Hauptquartier ist.«

»Sie meinen, Sie… haben mich die ganze Zeit im Gefängnis gelassen, obwohl Sie wußten, daß ich unschuldig war?« fragte Hemingford fassungslos. Er stand ungeschickt auf, humpelte zu Mike hinüber und sah Feng mit einer Mischung aus Unglauben und Zorn an.

»Wir haben keine Sekunde an Ihrer Unschuld gezweifelt, Mister Hemingford«, entgegnete Feng. »Aber wir brauchten einen Köder, um Xahn in eine Falle zu locken. Er mußte Tao-Chen beseitigen. Tao-Chen stand kurz davor, ihn zu entlarven. Und der Streit Zwischen Ihnen kam ihm da gerade recht. Aber er war ein Idiot – Tao-Chen war ein Meister des Kendo. Wenn Sie wirklich so dumm gewesen wären, ihn mit einem Schwert anzugreifen, hätte er Sie in Streifen geschnitten. Aber das war nicht sein einziger Fehler.« Er lächelte traurig, sah einen Moment lang nachdenklich zu der reglosen Gestalt des selbsternannten Hohepriesters hinüber und drehte sich dann mit einem Ruck um.

»Kommen Sie, meine Herren. Ich lade Sie zu einem guten Abendessen ein. Ich glaube, ich habe einiges gutzumachen.«

***

Der Taschilin, der Seelenfresser, scheint besiegt, und Mike Hunter kann sich getrost auf den Rückweg nach Kings Castle machen. Aber die Hoffnung auf ein paar Tage der Ruhe und Erholung trügt. Der geistige Kontakt, den Thomas Warner mit dem Seelenfresser gehabt hat, bleibt nicht ohne Folgen.

Thomas Warner beginnt sich zu verändern. Niemand aus seiner Umgebung merkt, daß sich sein Geist mehr und mehr dem Bösen zukehrt, daß er besessen ist von der Gier nach Macht und Blut.

Als Damona und Mike das schreckliche Geheimnis lösen, scheint es fast zu spät.

Der Thomas Warner, den sie gekannt haben, existiert nicht mehr.

Seine Seele ist endgültig in die Abgründe des Irrsinns verbannt, und Statt dessen existiert ein Wesen, das alle bisher gekannten Schrecken in den Schatten zu stellen scheint –

ENDE des ersten Teils